Die deutsche Dichtung war von der Höhe, auf welcher sie zu den Zeiten eines Wolfram von Eschenbach gestanden, im Laufe der Jahrhunderte tiefer und tiefer gesunken. Mit dem Zusammenbruch des Rittertums schwand auch die in diesem Kreise gepflegte höfische Kunstpoesie dahin und machte der Volksdichtung, welche von ihr einst zurückgeschoben worden war, wieder Platz. Doch über dieser waltete kein günstiger Stern. Sie sowohl als die in den Meistersingerschulen während einiger Zeit geübte Kunstpoesie vermochten eine neue Blüte deutscher Dichtung nicht herbeizuführen. Nach Inhalt und Form gingen sie im Gegenteil noch mehr herunter. Der Stand der Gelehrten, der sich seit dem Wiederaufleben klassischer Studien, seit den Zeiten des Humanismus, auch in Deutschland gebildet hatte, war nicht dazu befähigt, dem Verfall der deutschen Dichtung Einhalt zu thun. Auferzogen in Vorstellungen der Antike, bediente er sich in Wissenschaft und Dichtung fast ausschliefslich der lateinischen Sprache und schuf eine lateinische Kunstpoesie, die immer formvollendeter wurde, je mehr die deutsche Volksdichtung, von den Gebildeten der Nation aufser Acht gelassen, dem völligen Niedergange zueilte. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts hatte diese ihren tiefsten Stand erreicht. Der Inhalt ihrer Erzeugnisse war unnatürlich und nichtssagend. Dem nichtigen Inhalt entsprach die in Auflösung begriffene metrische Form der Gedichte. Armut an Vers- und Strophenformen, Zerrüttung der Reime, eine der gewöhnlichen Aussprache des Worts zuwiderlaufende Betonung desselben im Verse, das waren Mängel, an denen die deutsche Dichtung jener Zeiten schwer krankte. Auch die Sprache selbst hatte gelitten. Denn sie war verwildert, ihre Worte waren verstümmelt. Dem Einflusse der Fremde hatte sie sich willenlos hingegeben und war von ausländischen Elementen so durchsetzt worden, dafs sich in manchen Gedichten jener Zeit ebensoviel fremde als heimische Ausdrücke finden. Dieser niedrige Stand der Muttersprache trug sehr viel dazu bei, dafs die Gelehrten dem Latein für ihre Dichtungen den Vorzug gaben und auch im Unterricht auf der Schule die deutsche Sprache gegenüber der lateinischen vernachlässigten.

Bestrebungen, hier eine Änderung eintreten zu lassen, blieben nicht aus. Schon im 16. Jahrhundert fehlte es nicht an Männern, die, von glühender Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande entflammt, mit Bekümmernis den traurigen Zustand deutscher Sprache und Dichtung wahrnahmen. Um so auffälliger mufste ihnen das Gesunkensein der deutschen Litteratur erscheinen, als die benachbarten romanischen Nationen in ihren poetischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erzeugnissen den Deutschen bedeutend voraus waren. Mit dem Eintritt der Renaissance hatte auf deren Dichtungen die Antike mit ihren reichen Formen und ihrer vollendeten Sprache gewirkt, die Anschauungen des klassischen Altertums hatten auch neue Stoffe hervorgezaubert, sodafs schon im 16. Jahrhundert ein neues, frisches Leben in den Litteraturen der Romanen und namentlich bei den Franzosen erblühte. Diese Vorzüge waren es, welche deutsche Männer immer von neuem zu dem Versuche anlockten, auch die deutsche Dichtung auf die Höhe der angestaunten fremden Litteraturen zu erheben. Sie durften diesen Versuch um so eher wagen, als mit der Zeit auch die Höfe sich wieder für die Dichtung zu interessieren begannen und an ihnen sich Mittelpunkte bildeten, von denen aus die angestrebten Reformen in weitere Kreise getragen werden konnten. Jene Männer sahen aber ein, dafs es mit blofsen Ermahnungen nicht gethan sei: sie selbst mufsten in eigenen Dichtungen ihre Muster zu erreichen suchen und so die Wege weisen, auf welchen die deutsche Dichtung von ihrer Zerrüttung befreit werden konnte.

Ganz besonderen Eifer, Gedanken der geschilderten Art in die That umzusetzen, entwickelten Gelehrte, die am pfälzischen Hofe zu Heidelberg und in der altberühmten Stadt Strafsburg in den letzten Jahrzehnten des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts dichterisch sich versuchten.[1]) Sie strebten bewufst auf eine Vermittlung von Volks- und Kunstdichtung hin. Doch nur wenigen von ihnen gelang es, in ihren Gedichten den schlichten Ton der alten deutschen Volksdichtung zu treffen. Die meisten dichterischen Erzeugnisse aus ihrem Kreise weisen auch schon den Einflufs der Fremde auf: der gelehrte Apparat der antiken Mythologie spielt eine Hauptrolle bei ihnen, fremde Formen, wie der aus Frankreich entlehnte Alexandriner und das aus der italienischen Lyrik herübergenommene Sonett, finden sich häufig. Schliefslich war bei ihnen der gute Wille auch stärker als das Vermögen. Die Sprache sowohl als der Rhythmus der Verse zeigen noch so viel Schwächen und Unebenheiten auf, dafs füglich nicht behauptet werden kann, sie hätten die von ihnen gepriesenen Muster, vor allem die französischen Dichter der Plejade, erreicht.

In derselben Richtung wie jene deutschen Gelehrten, mit der Absicht also, die deutsche Dichtung auf eine höhere Stufe zu heben, wirkte Georg Rodolf Weckherlin (1584—1653) in Stuttgart. Darin aber unterschied er sich von jenen Poeten, dafs er von einem Fortbauen auf alter deutscher Volksdichtung nichts wissen wollte. Er glaubte davon überzeugt zu sein, dafs dem deutschen Volke in seiner Gesamtheit in den vielen kriegerischen Wirren, welche Deutschland heimgesucht, das Gefühl für Veredlung der Dichtung so gut wie ganz geschwunden sei. Nicht an das Volk mit volkstümlicher Dichtung wollte er sich wenden; ihm erschien es notwendig, dafs der Reformator deutscher Dichtung, wollte er Anklang finden, seinen Zuhörerkreis vor allem an den Höfen suchen müfste. Daher war die Ausbildung einer Kunstpoesie in deutscher Sprache das Ziel, welchem er zustrebte. Als Muster wies auch Weckherlin auf die Fremde hin. Redlich hat er an der Erfüllung seiner Aufgabe gearbeitet und hat, da ihm dichterisches Talent nicht abging, auch Früchte gezeitigt. Dennoch blieben

[1]) vgl. Auserlesene Gedichte deutscher Poeten, gesammelt von Julius Wilhelm Zincgref. 1624, hg. in d. Halleschen Neudrucken. Heft 15 (1879).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seine Anstrengungen nur Stückwerk. Ihm fehlte die Gelehrsamkeit, welche erforderlich war, um die verrottete Orthographie jener Zeiten zu bessern und die Reime zu der Reinheit zurückzuführen, welche die deutsche Poesie einst in den besten Zeiten des Mittelalters besessen. Vor allem auch ging ihm die Fähigkeit ab, die Bedeutung des Betonungsprinzips für den deutschen Vers zu erkennen. Die Folge davon war, dafs seine Sprache trotz mancher Verbesserungen, welche er eingeführt[1]), unedel blieb und dafs seine Verse des Rhythmus entbehrten. Er verschlofs sich aber auch den Reformen, die bald darauf eine entscheidende Änderung in der deutschen Dichtweise herbeiführten.

Weckherlin hat also zwar „ein gut Stück am Eise gebrochen“,[2]) die Vollendung seiner und seiner Vorgänger Bestrebungen blieb aber einem andern vorbehalten. Es war Martin Opitz (1597—1639). Schon als Jüngling wies er in seinem Aristarchus sive de contemptu linguae teutonicae mit zündenden Worten auf die Mifshandlung hin, welche der deutschen Sprache durch die Einmischung der fremden, aus allen möglichen europäischen Sprachen entlehnten Wörter widerführe. Er suchte weiter in dieser Schrift darzuthun, dafs die deutsche Sprache zur Abfassung von Dichtungen und wissenschaftlichen Werken durchaus geeignet sei. Klar erkannte er aber auch, dafs für eine Reform der deutschen Dichtung vor allem die Durchbrechung des vielfach bis dahin in der deutschen Metrik geübten, aus der Antike übernommenen Quantitätsprincips, sowie die Verwerfung der blofsen Silbenzählung nach Art der Franzosen nötig sei. Er erreichte seine Absicht, indem er durch sein 1624 erschienenes Buch „von der deutschen Poeterey“[3]) das altdeutsche Betonungsgesetz in die deutsche Poesie wieder einführte. Dasselbe kennt im Verse weder Länge noch Kürze der einzelnen Silben, sondern unterscheidet dieselben nur nach ihrer höhern oder tiefern Betonung. Opitz verlangte den regelmässigen Wechsel von Hebung und Senkung im Verse, sowie die unbedingte Übereinstimmung des Versaccentes mit dem Wortaccent. Er war nicht der erste, der die Notwendigkeit des Hebungsprincips für die deutsche Dichtung erkannt hatte. Schon vor ihm hatten Männer wie Rebhun (1555) und Claj (1578) und nicht lange vor Opitz der Danziger Ernst Schwabe richtig jenes Gesetz erkannt, sie waren aber mit ihren Ansichten nicht durchgedrungen. Opitz jedoch, durch verschiedene Umstände begünstigt, gelang es, seiner Regel allgemeine Anerkennung und, weil er die Verdienste seiner Vorgänger verschwieg, auf lange Zeit auch sich den Ruhm der Erfindung zu erwerben.

Noch andere Regeln gab Opitz in seiner „Poeterey“, in welcher er sich hauptsächlich an die poetischen Lehrbücher[4]) des Pierre Ronsard (1524—1585) anschlofs. Sie alle zielten auf die Veredlung der deutschen Sprache und Dichtkunst, die auch er zu der Höhe, auf welcher die romanischen Litteraturen standen, erheben wollte. In seinem Buche wandte er sich auch nachdrücklich, wie schon vorher im Aristarch, gegen das Einflicken von „allerley Lateinischen, Französischen, Spanischen und Welschen Wörtern“ in die deutsche Rede. Rein und gewählt sollte die

---

[1]) vgl. Höpfner, Weckherlins Oden und Gesänge. Berlin 1865. S. 10 ff.

[2]) so Rumpler in der Vorrede zu seinen Reimgedichten.

[3]) vgl. die Ausgaben von Witkowski. Leipzig 1888, u. von Berghoeffer, Göttg. Diss. Frankfurt 1888.

[4]) Abrégé de l'art poétique françois (1565) u. Préface sur la Franciade (1572).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sprache sein. Durch die fremden Muster, welchen er folgte, wurde er in seinen Gedichten darauf hingewiesen, nicht auf der alten, zu seiner Zeit fast erstorbenen und ihrer Regellosigkeit wegen verachteten deutschen Volksdichtung fortzubauen und sie zu veredeln, sondern durch die Aufstellung jener Regeln eine neue deutsche Kunstpoesie zu schaffen. Als Muster empfahl er vornehmlich die Alten und die auf der Antike gegründeten Litteraturen der romanischen Nationen, vorzüglich der Franzosen. Deren Kenntnis, so führte er aus, sei für den deutschen Dichter unumgänglich notwendig. Diese Auffassung zeigte sich äufserlich schon darin, dafs Opitz den volkstümlichen Achtsilbner verwarf und als besonders nachahmenswerte Versformen die Alexandriner und die gemeinen Verse (vers communs) der Franzosen hinstellte, unter den Strophenformen aber das aus Italien stammende Sonett mit Vorliebe pflegte.

Opitz ist durch den Erfolg, welchen seine Vorschriften hatten, recht eigentlich der Begründer der gelehrten, zunächst fremden Mustern folgenden Kunstpoesie des 17. Jahrhunderts geworden. Die Folgen, die sich aus dem Beschreiten dieser Richtung ergaben, blieben nicht aus: In den Dichtungen des 17. Jahrhunderts findet sich so gut wie nichts von jener Innigkeit, welche die volkstümliche Dichtung in ihrer guten Zeit auszeichnete, an die Stelle der Phantasie treten Hang zur lehrhaften Betrachtung, verstandesmäfsige Nüchternheit und das Prunken mit gelehrten Erinnerungen. Die Bilder in dieser deutschen Kunstpoesie werden vielfach aus den Vorstellungen der Antike entlehnt, malende Beiwörter in überreichem Mafse gebraucht, auf die Form wird oft mehr Gewicht gelegt als auf den Inhalt. Nur die geistliche Lyrik, welche in manchem warm empfundenen Kirchenliede zum Herzen spricht, hält sich von den oben gemachten Aussetzungen frei. Doch wie schwer auch jene Mängel uns erscheinen mögen, Deutschland hatte nun wieder, das ist zu betonen, eine heimische, von den unsaubersten Schlacken gereinigte Dichtung, vor welcher der Gebrauch der lateinischen Poesie in Deutschland mehr und mehr zurücktrat.

Es wurde schon darauf hingewiesen, wie sehr die deutsche Sprache im 16. Jahrhundert durch die Einmischung von Fremdwörtern entstellt worden war. Auf der einen Seite hatte sich die Einwirkung der Antike, auf der andern die der romanischen Sprachen fühlbar gemacht. Die Verwendung antiker Wörter in der heimischen Sprache war eine Frucht der gelehrten Bildung jener Zeit. Die Aufnahme französischer und italienischer Wörter wurde dadurch gefördert, dafs Deutschland schon im 16. Jahrhundert in seinen gesellschaftlichen Anschauungen unter Verleugnung der eigenen Nationalität bei den Nachbarn im Westen und jenseits der Alpen seine Muster suchte und fand. Wer sich nicht in gelehrtem Latein oder in gefälligem Französisch auszudrücken verstand, galt für unfein. Zu ihrer Ausbildung zogen die Adligen und Gelehrten ins Ausland; ins Vaterland zurückgekehrt vermieden sie in ihren Kreisen entweder ganz die heimische Sprache oder untermengten sie, um ihre höhere Bildung zu bezeigen, mit fremden Brocken. Höchst verderblich war auch der Einflufs,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

welchen die in den deutschen Kanzleien und auf den Reichstagen gebrauchte Geschäftssprache ausübte. Sie erfreute sich ganz natürlich eines weitreichenden Ansehens und forderte hierdurch zur steten Nachahmung auf. War sie jedoch zur Zeit Luthers, der sich bekanntlich in seiner Bibelsprache nach ihr gerichtet hatte, verhältnismäfsig rein gewesen, so hatte sie allmählich, nachdem die verschiedenen deutschen Fürstenhöfe seit der Regierung des undeutschen Kaisers Karl V. in mannigfache Beziehungen zum Auslande getreten waren, unnatürlich viel fremde Elemente in sich aufgenommen. Diese Zerrüttung wirkte nun von den Höfen weiter auf alle Gebildeten, auf ihre Sprache in der Gesellschaft und auf die Dichtung. Dem Bestande einer wirklich deutschen Sprache drohte Gefahr.

Schon im 16. Jahrhundert hatten Rollenhagen, Fischart und andere wackere Männer die Gröfse dieser Gefahr erkannt. Aber ihre Mahnungen verhallten, zumal sie in ihren Werken selbst noch nicht consequent genug ihre Vorschläge durchführten. Schliefslich brach sich doch der gesunde Sinn des deutschen Volkes mit Macht Bahn. Nicht Regelrichtigkeit allein — dessen wurde man sich bewufst — war nötig, um die deutsche Dichtung auf die Höhe der fremden Litteraturen zu heben, auch Reinheit der Sprache, wie jene sie verlangten, war ein dringendes Erfordernis.

Mit dem Eintritt des 17. Jahrhunderts begann nun eine Richtung ihre Thätigkeit, die mit Eifer, oft sogar mit Übereifer, den Kampf gegen das Unwesen der Sprachmengerei führte. Wir haben gesehen, wie kräftig Opitz für die Reinhaltung der Sprache eintrat. Wie bei seinen übrigen Reformen, so fand er auch hier rege Unterstützung durch eine in dieser Zeit gebildete Vereinigung. Es war die im selben Jahre, da Opitz' Aristarch erschien, 1617 zu Weimar gestiftete Fruchtbringende Gesellschaft. Ihre Mitglieder, Adlige und Gelehrte, stellten als ihre Hauptaufgabe hin, „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter, aufs möglichste und thunlichste zu erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reimedichten zu befleifsigen“[6]). Namentlich in den ersten Jahrzehnten ihres Bestehens war die Thätigkeit der Fruchtbringenden Gesellschaft reich und erspriefslich. Sie wirkte durch ihr Vorbild auf das Entstehen anderer Sprachgesellschaften. So wurde 1643 durch Zesen die Deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg, 1644 durch Harsdörffer und Klaj der Blumenorden zu Nürnberg, 1656 durch Rist zu Wedel im Holsteinischen der Elbschwanenorden gegründet. Sie alle verfolgten dieselben Tendenzen wie die Fruchtbringende Gesellschaft. Ihre Mitglieder waren verpflichtet, die Grundsätze der Gesellschaften auch in ihren Dichtungen zur Geltung zu bringen.

Aus der Thatsache, dass sich in so verschiedenen Teilen Deutschlands jene Vereinigungen bildeten, vermag man zu erkennen, wie mächtig die auf Reinigung der deutschen Sprache gerichteten Bestrebungen in dieser Zeit sich regten. Auch der Südwesten Deutschlands blieb mit einer ähnlichen Gründung nicht zurück. Die alte Reichsstadt Strafsburg sah sie erstehen.

Hier war von jeher die Wissenschaft gepflegt worden. In jeder Epoche der vaterländischen Geschichte treten hier Männer auf, die noch heute als

---

[6]) vgl. Barthold, Gesch. d. Fruchtbringd. Gesellsch. Berlin 1848 S. 108.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Marksteine in der Entwicklung der deutschen Geisteswissenschaften genannt werden. Hier sang zu der Zeit, da die höfische Kunstdichtung die deutsche Poesie beherrschte, einer ihrer gröfsten Vertreter, der Stadtschreiber Gottfried, seinen Tristan. Hier schrieben im 13. und 14. Jahrhundert bedeutende Chronisten. Die Häupter der Mystik, Meister Eckard und Joh. Tauler, weilten, der eine kürzere, der andere längere Zeit, in Strafsburg. Der fruchtbarste geistliche Dichter des 15. Jahrhunderts, Heinrich von Loufenberg, zog 1445 hierher, wo auch der berühmteste Prediger seiner Zeit, Gailer von Kaisersberg, und der gelehrte, weitbekannte Humanist Jacob Wimpheling einen Teil ihrer Jahre verlebten. Die Satiriker Sebastian Brant und Thomas Murner waren Strafsburger Kinder. Wolfgang Capito und Martin Butzer wirkten hier für die Reformation. Von Strafsburg ging das bedeutendste Geschichtswerk des 16. Jahrhunderts, Sleidans Commentare, aus. Hier finden wir in Joh. Fischart noch einen rechten Vertreter alter guter Volksdichtung, als dieselbe fast überall in Deutschland schon tief gesunken war, hier bestand seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine Meistersingerschule, die zu Ende des 16. Jahrhunderts in Wolfhart Spangenberg einen gerühmten Schöpfer deutscher Dramen gewann. Die Aufgeführten sind nur wenige aus der grossen Zahl der Persönlichkeiten, welche während der verschiedenen Jahrhunderte in Strafsburg hervorragend litterarisch thätig waren. Der Ruf der Strafsburger Akademie zog schon damals aus ganz Deutschland die Studierenden heran. Viele nachher hochberühmt gewordene Männer verdankten ihr ein gut Stück ihrer Ausbildung. Zincgref weilte von 1623 bis 1626 in Strafsburg, hier studierte Harsdörffer. Von den Mitgliedern des Zincgrefschen Kreises, von dessen Bedeutung für die deutsche Dichtung des 17. Jahrhunderts oben gesprochen wurde, war Denaisius in Strafsburg geboren, wo auch Venator eine Zeit lang lebte und Habrecht 1633 starb. Auch Opitz war, als er in Heidelberg studierte, durch den Ruhm der Strafsburger Gelehrten zu einem Besuche der alten Reichsstadt veranlasst worden, den er 1630 erneuerte.

Reges geistiges Leben blühte also, wie zu allen Zeiten, so auch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts an den Ufern der Ill. Daher erscheint es gar nicht seltsam, dafs, während sonst der Südwesten Deutschlands (abgesehen von der Thätigkeit des Heidelberger Kreises gleich zu Beginn des neuen Säculums) sich nicht an der litterarischen Bewegung des Jahrhunderts beteiligte und den mittleren und östlichen Landschaften des Vaterlandes den Platz einräumte, in Strafsburg sich Männer zusammenfanden, welche die von den Sprachgesellschaften gepflegten Bestrebungen aufnahmen. Hier wurde nämlich im Jahre 1633 die Aufrichtige Tannengesellschaft gegründet.[1])

Ihre Wirkung ist zwar lange nicht eine so nachhaltige gewesen, wie die der Fruchtbringenden Gesellschaft, weil sie nur kurze Zeit bestanden zu haben scheint und ihren Satzungen gemäss[2]) nur wenige Mitglieder

[1]) vgl. die Vorrede zu Rumplers Reimgedichten; Zesen, das hochdtsch. helikon. Rosenthal. Amsterdam 1669. S. 14; Megalissus, der Undeutsche Katholik oder histor. Bericht von der allzu grossen Nachlässigkeit der Römisch-Katholischen. Jena 1791 p. 35; O. Schulz, die Sprachgesellsch. des 17. Jhdts. Berlin 1824 S. 26 ff. und H. Schultz, die Bestrebungen der Sprachgesellsch. des 17. Jhdts. Göttingen 1888. S. 76 ff.

[2]) vgl. Rumpler in d. Vorr. zu sn. Ged. Er sagt daselbst: „in welcherlei academien oder samlungen gute anstalten zu machen, dafs man allen mifsbräuchen vorbiege, damit die einnreifsung derselben dem vorgesätzten zweck nicht verhinderlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zählte. Dennoch erregt sie unser Interesse schon dadurch, dafs sie an des Reiches Westmark, wo das vielbewunderte französische Wesen und die welsche Sprache am leichtesten eindringen konnte, sich energisch jenem Übergreifen entgegenstellte und in den Dichtungen ihrer Mitglieder auf reinen Gebrauch der deutschen Sprache drang. Auch ihr „Vorsatz und Absehen“ war: „alter Teutscher Aufrichtigkeit und rainer Erbauung der währten Mutersprach sich zu befleisen.“

Wer der eigentliche Begründer der Vereinigung gewesen, läfst sich nicht feststellen. Als Angehörige der Aufrichtigen Tannengesellschaft werden uns genannt[1]) Esaias Rumpler von Löwenhalt, Joh. Matthias Schneuber, Joh. Freinsheim, Peter Samuel Thiederich und Andreas Hecht, welcher auch Lucius geheifsen wurde[2]). Aus der Teilnahme der drei letzteren hat man geschlossen, dafs die Mitglieder der Gesellschaft zum gröfsten Teile Studenten der Strafsburger Hochschule gewesen sind[3]).

Als eigentlichen Begründer der Reform in der deutschen Dichtung sahen sie, unter Anerkennung auch der Thätigkeit des Heidelberger Kreises[4]), Weckherlin an, dessen Verdienste um die deutsche Poesie Rumpler preist. „Die Lesung“ von Weckherlins Oden und Gesängen sei, so führt Rumpler aus, „nachmals dem Martin Opitz zur Nachfolge gar wohl bekommen.“ Doch schliefsen sich diese Männer in der Form ihrer

---

imm weg steh; welches amm füglichsten kan verhütet werden, wan man genaue aufsicht hat, keine untüchtige gesellen einzunemmen: warfür dan auch das bäste mittel ist, so man nur eine wenige zahl bestimmt und beständig darbei bleibt. dann in einem zu grosen schwarm ist selten gar vil taugliches. Soll gut honig gemacht werden, so müsen nicht weftzen, premen, hummeln und horneisen in den bienenkorb kommen.“ Gervinus, Gesch. d. dtsch Dichtg. 5. Aufl. hg. v. K. Bartsch. Leipzig. 1872. Band III, 249 sieht in den letzten Sätzen einen spöttischen Ausfall gegen die Fruchtbringende Gesellschaft, in welcher „unter dem grossen Schwarm viele mittelmässige Köpfe unterliefen.“

[1]) Wir erfahren die Mitgliedschaft dieser Männer aus dem Gedicht Joh. Heinrich Boeclers bei Rumpler S. 230 und verschiedenen Andeutungen in Gedichten Rumplers und Schneubers.

[2]) H. Schultz, Sprachgesellsch. S. 82 ff. zählt als Angehörige der Aufr. Tannenges. neben Rumpler und Schneuber auch Weckherlin (so auch Gervinus III, 219, O. Schulz, Sprachgesellsch. S. 26 u. Koberstein, Grundrifs der Gesch.. d. Dtsch. Nationallitt. 5. Afl. hg. v. K. Bartsch. Leipzig 1872. Band II, 30 Anm. 2), Venator, den Arzt Joh. Kuefer und den Dr. jur. Schill auf. Ihre Mitgliedschaft bleibt jedoch ebenso unerwiesen wie die von Moscherosch. Alle jene von Schultz a. a. O. aufgestellten Vermutungen genügen nicht, um die Zugehörigkeit dieser Männer zur Tannengesellschaft auch nur wahrscheinlich zu machen. (Da uns weder von Rumpler noch von Schneuber noch von den übrigen uns bekannten Mitgliedern der Aufr. Tannenges. Gesellschaftsnamen überliefert sind, dürfen wir annehmen, dafs diese Genossenschaft solche nicht führte. Demnach ist auch Chorion kein Gesellschaftsname. — Dafs das Ehrengedicht auf Chorion in Schneubers Werke aufgenommen ist, darf nicht zu der Vermutung veranlassen, dafs Chorion Mitglied der Tannenges. gewesen. Genugsam finden sich bei Schneuber auch Ehrengedichte auf solche Personen, die bestimmt nicht zur Tannenges. gehört haben. Schneuber hat eben, als er eine Sammlung seiner Gedichte veranstaltete, in dieselbe alle vorher zerstreut und einzeln ausgeschickten poetischen Erzeugnisse, darunter auch alle Ehrengedichte, eingestellt). Schultz läfst sich zu sehr durch die Annahme beeinflussen, dafs Personen, welche zu Rumpler und Schneuber in freundschaftlichen Beziehungen standen, auch der Tannenges. angehörten. Wir müssen uns an diejenigen Männer halten, deren Mitgliedschaft fest steht, und das sind nur die oben aufgeführten. Auch Martin in Wackernagels Gesch. d. dtsch. Litt. (2. Aufl. Basel 1880), Band II, S. 207 nennt nur diese.

[3]) Vgl. Martin, Allg. Deutsch. Biogr. Band 32 bei Schneuber und was unten von Nachrichten über das Leben der uns mit Namen überlieferten Gesellschafter folgt.

[4]) vgl. die Vorr. zu Rumplers Gedichten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dichtungen durchaus an die von Opitz aufgestellte Verstheorie an, deren Annahme Weckherlin, wie wir oben sahen, sich widersetzte. Von dessen Arrhythmie ist in den Erzeugnissen der Strafsburger nichts zu finden, der Wechsel von Hebung und Senkung, die Übereinstimmung von Vers- und Wortton ist bei ihnen streng durchgeführt[1]). Für die Bevorzugung Weckherlins vor Opitz wird vielleicht auch bei diesen in Oberdeutschland wirkenden Männern das Gefühl der Eifersucht gegen den Schlesier Opitz mafsgebend gewesen sein. Hatte doch, wie mit gutem Grunde angenommen ist, eben dies Gefühl Weckherlin, mit welchem einige aus dem Strafsburger Kreise vielleicht persönlich bekannt waren, von der Anerkennung der Opitzschen Neuerungen abgehalten.

Es wird unsere Aufgabe sein, die leider meist nur dürftig überlieferten Lebensschicksale der Mitglieder der Strafsburger Tannengesellschaft zu verfolgen, ihre Beziehungen zu geistig bedeutenden Persönlichkeiten ihrer Zeit zu verzeichnen, um dann ihre litterarischen Bestrebungen und ihre dichterischen Erzeugnisse einer Kritik zu unterziehen.

Esaias Rumpler[2]) von Löwenhalt stammte aus Österreich[3]). Wiener-Neustadt war seine Heimat[4]). Die Zeit seiner Geburt ist uns nicht bekannt. Er bezog die Universität Strafsburg und wurde hier am 23. September 1628 in der juristischen Fakultät, und zwar schon als Magister, immatriculiert. Wo er vorher studiert hat, wissen wir nicht. In Strafsburg hörte er unter andern den Juristen Bitsch (S. 96 seiner Gedichte), auch der berühmte Professor Bernegger war sein Lehrer (vgl. Rumplers Gedicht auf Freinsheims Ableben, sh. unten).

Vielfach befand er sich auf Reisen,[5]) so mit seinen Gönnern,[6]) den Herzögen von Würtemberg-Mömpelgard[7]). 1641 begleitete er den Würtembergischen Kriegsobersten Bernhard Schaffalitzky[8]) und dessen Sohn auf einer Reise durch die Schweiz über Genf nach Paris, wo Schaffalitzky starb. Von den Wundern, welche Rumpler auf dieser Fahrt in den Alpen erschaut, ist er so ergriffen, dafs er selbst in dem Klagegedicht auf Schaffalitzkys Tod jene Schönheiten preist. (S. 131 sr. Ged.) Sonst war Strafsburg sein Hauptaufenthalt. Er war auch Mitglied von Zesens deutschgesinnter Genossenschaft, in welche er am 4. Februar 1645, und zwar unter die

---

[1]) Schneuber spottet über die „stümpeleien der Reimen-Pritscher (Bd. I sr. Ged. S. 7). Vgl. auch I, 280 (Wiedergabe eines in holprigen Versen gereimten Gedichtes.)

[2]) Er schreibt sich auch Rompler. Über ihn vgl. auch Martin in d. Allg. Deutsch. Biographie Band 29 und Goedeke, Grundrifs zur Gesch. d. dtsch. Dichtung. 2. Aufl. Dresden 1887. Band III, 145.

[3]) Auf S. 67 sr. Ged. „Traurgesang über ableiben eines Österreichischen landsmanns“.

[4]) Immatriculiert als Neapolitanus, vgl. Martin, A. D. B. 29.

[5]) vgl. die Vorr. zu sn. Reimged.

[6]) vgl. S. 42 seiner Reimged.

[7]) vgl. die französische Vorr. zu sn. Reimged.

[8]) über ihn vgl. Höpfner, Weckherlins Oden S. 5 und Anm. 12.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rosenzunft als der „Freie“ aufgenommen wurde[1]). Verheiratet scheint Rumpler nicht gewesen zu sein, wenigstens findet sich davon in seinen Gedichten — fast der einzigen Quelle für seine Lebensschicksale — nirgends eine Andeutung. Ort und Zeit seines Todes kennen wir nicht; sein letztes uns überliefertes Gedicht datiert aus dem Jahre 1660. Er war ein gottergebener, stiller Mann[2]).

Freundschaft verband ihn u. a. mit Schneuber, dem Strafsburger Professor der Beredsamkeit Joh. Heinr. Boecler, mit Venator und Harsdörffer, welche die Herausgabe seiner Gedichtsammlung mit lobenden Versen begleiteten, mit Joh. Rist, den er anlässlich seiner Dichterkrönung beglückwünschte (S. 160)[3]), mit Moscherosch[4]), zu dessen „Gesichten Philanders von Sittewald“ er wie auch zu Freinsheims „Tugendspiegel“ die Titelbilder zeichnete[5]).

Erst spät gab Rumpler die Sammlung seiner zu verschiedenen Zeiten entstandenen[6]) Gedichte heraus als „des Jesaias Romplers von Löwenhalt erstes gebüsch seiner Reim-getichte. Getruckt zu Strasburg bei Joh. Phil. Mülben, in dem 1647ten jar Chrl.er z.“ An zwanzig Jahre hatte er, auch durch seinen Aufenthalt in der Fremde behindert[7]), mit der Veröffentlichung dieser Sammlung gezögert und gab erst den dringenden Bitten seiner Freunde nach.[8]) Er widmete die Reimgedichte seinen Gönnern, den Herzögen Leopold Friedrich und Georg von Würtemberg-Mömpelgard.

Aufser dieser Sammlung (ein zweites „Gebüsch“ ist nicht erschienen) sind uns von Rumpler noch verschiedene einzelne Gedichte erhalten, nämlich:

1) An Schneuber, als derselbe den ersten Band seiner Ged. herausgab. 36 paarweise gereimte Alexandriner. Vom Jahre 1644. Bei Schneuber I, 17.

2) „Wiederkehr“. 14 Zeilen, welche sämtlich auf Wörter mit -ufs ausgehen, in dactylischem Mafse. Ehrengedicht zu Band V. der Harsdörfferschen Gesprächspiele No. X. Datiert aus Strafsburg vom 10. Februar 1645.

3) 12 Alexandriner („Ihr Klugen, nun versucht“ u. s. w.) vor Harsdörffers Gesprächspielen Bd. VI. No. V. aus dem Jahre 1646.

4) Trostgedicht an Schneuber, als dessen Frau verstorben. Gedichtet in vers communs (88 paarweise reimende Zeilen). Aus dem Jahr 1654. Bei Schneuber II, 167 ff.

5) Ein Gedicht auf die Herausgabe des Calisius=Kloridan von Wohlau, aus Elisien Blauer Kornblumen Dreifaches Bündlein. Ulm 1655. (Dieses Buch war mir nicht zugänglich, sodafs ich das Rumplersche Gedicht nur

---

[1]) vgl. Zesen, das hochd. helikon. Rosentahl Amsterdam 1669. S. 73. Rumplers Zunftzeichen war „ein im freien offenen felde gepflantzter Rosenstock, dessen abgewehete Rosenblätter ein Liebeskind auflieset; mit diesem Zunftspruche: Jedem steht es frei.“

[2]) Er sagt von sich selbst auf S. 44 sr. Ged.: „So bin (als ja bekannt) ich still“ u. S. 45: „Ich halt (nach möglichkeit) dem Glück und Unglück still.“

[3]) vgl. auch Hansen, Joh. Rist. Halle 1872. S. 87.

[4]) vgl. auch den aus Finstingen an Gloner im September 1640 geschriebenen Brief Moscheroschs, worin er Rumpler und Schneuber zu grüssen bittet (Wirth, Moscheroschs Gesichte Philanders. Diss. Erlangen 1887. S. 59). Auch richtet Moscherosch an Rumpler ein kurzes lateinisches Gedicht über den rechten Adel. Er nennt dort Rumpler seinen Maro, vgl. Wirth, S. 61.

[5]) Die Malerei betrieb er auch sonst gern. Er sagt von ihr auf S. 82 sr. Ged.: „Die schöne Malerei . . . derer Uebung mir insonders wol behagt.“

[6]) vgl. d. Vorrede.

[7]) vgl. d. Gedicht Rumplers an Schneuber, bei Schn. I, 18.

[8]) vgl. d. Vorrede u. die Ged. Boeclers und Schneubers bei Rumpler, S. 229 u. 236.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus der Anführung bei v. Waldberg, die dtsch. Renaissancelyrik. Berlin 1888. S. 78 u. Gosche, Archiv II, 243 kenne.

6) „Ehrengeticht auf Joh. Freinshaimers Ableben“ vom Jahr 1660. 212 paarweise gereimte Alexandriner. Mir zugänglich geworden in einem der Münchener Hofbibliothek gehörigen Sammelbande Strafsburger Gelegenheitsschriften[1]).

Johann Matthias Schneuber[2]) wurde am 2. Februar 1614 in der badischen Stadt Mülheim geboren. Er besuchte die Schule zu Durlach (Band I. seiner Ged. S. 52) und bezog dann die Strassburger Universität, an welcher er am 14. August 1634 immatriculiert wurde[3]). Schon im folgenden Jahre empfing er durch den Strafsburger Juristen Schmid die Dichterkrone. Anfangs befand er sich in mifslichen Lebensumständen (Band II seiner Gedichte S. 171), rasch aber machte er Carriere. 1637 wurde er, der erst 23jährige junge Mann, zum Lehrer der Poesie in den obern Klassen des Strafsburger Gymnasiums ernannt. Es bedeutete das eine merkliche Bevorzugung vor älteren, an der Schule unterrichtenden Lehrern. Das Amt setzte ihn in stand, 1638 mit Agnes Hunn, der Tochter des früheren Würtembergischen Kammerrats Joh. Kastolus Hunn, den Bund der Ehe zu schliessen (II, 161). Er führte mit ihr ein sehr glückliches Eheleben (ebd.) und zeugte elf Kinder. In der Stadt fehlte es ihm nicht an Gönnern. Schon 1637 hatte sich unter der Mehrzahl der Professoren an der Universität der Wunsch geäussert, den seit 1629 unbesetzt gebliebenen Lehrstuhl für Poesie an der Hochschule Schneuber zu übertragen. Dagegen nahmen der Strafsburger Rat und die Scholarchen Schneubers älteren und durch seine lateinischen Dichtungen weitbekannten Kollegen, Samuel Gloner, für diese Stellung in Aussicht[4]). Der Streit kam damals nicht zur Entscheidung. Ob Schneuber später dies Amt erhalten, ist zweifelhaft. Als Professor an der Universität bezeichnet er sich, soviel mir bekannt, nirgends.[5]) 1649 wurde er zum Direktor des Strafsburger Gymnasiums befördert. Andere Ehrungen blieben nicht aus. Schon 1648 hatte ihn auf Empfehlung Harsdörffers die Fruchtbringende Gesellschaft als „den Riechenden“ in ihre Reihen aufgenommen[6]).

---

[1]) Goedeke a. a. O. verzeichnet aufser den „Reimgetichten“ nur die unter 2) und 3) aufgezählten.

[2]) über ihn vgl. auch Martin in d. Allg. Dtsch. Biogr. Bd. 32, Gosche im Archiv f. Litteraturgesch. II, 234 ff., Strobel, Hist. du gymnase protestant de Strasbg. 1838. S. 142 und Goedeke, Grundrifs III, 144.

[3]) Reufs, Sam. Gloner. Festschr. des Protest. Gymn. zu Strafsburg 1888 sagt auf S. 203: „Schneuber war aus dem Convictorium zu Durlach in den bangen Tagen nach der Nördlinger Schlacht auf die Strafsburger Hochschule geflüchtet.“ Das letztere ist nicht richtig. Die Nördlinger Schlacht wurde am 6. Sept. geliefert, Schneuber aber nach Ausweis der Akten schon im August in Strafsbg. immatriculiert. Thatsächlich sind nach der Nördlinger Schlacht die Landesherren von Würtemberg und Baden, deren Gebiet von König Ferdinand besetzt wurde, in das feste Strafsburg geflüchtet.

[4]) Vgl. Reufs S. 202 ff.

[5]) In seinen latein. Gedichten von 1644 als M. Joh. Math. Schneuberus Poeta Laur. Poes. in Gymn. Arg. Pr. (I, 384), in denen von 1656 als P. L. Gymnasiarcha Argentor, ebenso in einem Ged. an Cloridan v. Wohlau (vgl. Gosche. II, 235) und unter seinem für Moscheroschs „Gesichte“ geschriebenen Epigramm. Vgl. dagegen Martin in A. D. B. 32.

[6]) Wir besitzen den Briefwechsel, der sich über die Aufnahme Schneubers zwischen Harsdörffer („dem Spielenden“) und dem Vorsitzenden der Gesellschaft, dem Fürsten Ludwig von Anhalt („dem Nährenden“) entspann. Harsdörffer übersendet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch auch schwere Trübsal war ihm nicht erspart. Nachdem er schon vorher sieben seiner Kinder zur ewigen Ruhe bestattet hatte, traf ihn 1654 ein harter Schlag. Am 7. April starb, erst 36 Jahre alt, seine von ihm heifsgeliebte Gattin Agnes (II, 161). Zwar heiratete er bald darauf zum zweiten Mal (II, 318), sah sich aber durch den am 8. November 1655 erfolgten Tod seines jüngsten „allerliebsten" Töchterchens Salome, des letzten Pfandes seiner seligen Agnes, von neuem in schwere Bekümmernis versetzt (II, 174). Er selbst hat auch kein langes Leben erreicht, am 26. Dezember 1665 ist er gestorben.

Mit Rumpler war er eng befreundet. Er schreibt diesem ins Stammbuch (I, 366): „Ich kan mich seelig schätzen, dafs ich in Deine Gunst und Freundschaft kommen bin". Rumpler sendet ihm beim Tode seiner Frau ein Trostgedicht, das den Witwer „in dem schweren leyd nicht wenig hat erquicket" (II, 170). Rumpler und Boecler schmückten die Ausgaben seiner Gedichte mit empfehlenden Versen (I, 16; II, 138). Zu seinen Freunden zählte Schneuber auch Moscherosch, dessen „Wunderbare Gesichte" er mit einem Epigramm begrüfste (I, 358 und vor Moscheroschs Gesichten Ausgb. von 1650 und 1677)[1]) und den als Dichter geschätzten Calwer Superintendenten Joh. Val. Andreä (I, 51 und 400). Er beklagt den Tod Berneggers und Gloners und beglückwünscht Rist, als dieser 1644 zum Dichter gekrönt worden war (II, 283 und Rist, Neuer Teutscher Parnafs. Lüneburg 1652. S. 874).

---

unter dem 17. Januar 1647 an den Fürsten ein Exemplar der Gedichte Schneubers mit dem Vermerke: „Schneuber sei Lehrer der poeterey zu Strafsburg, ein hochgelehrter Mann und kein Schulfuchs." Als Gesellschaftsnamen für Schn. schlägt H. die Bezeichnung „der Rüchende" vor, mit dem Zeichen der Ananas und dem Spruche „in die ferne" (Krause, der Fruchtbr. Gesellschaft ältester Erzschrein. (Leipzig 1855. S. 377). Fürst Ludwig antwortet am 22. Januar desselben Jahres, dafs gegen die Aufnahme Schn. kein Bedenken vorliege, auch nicht gegen den Vorschlag, ihn „den Riechenden" zu nennen und gegen den Spruch. Doch sei die Ananas schon als Sinnbild eines anderen Genossen vertreten, sodafs für Schn. ein neues ausgedacht werden müsse. Ludwig äussert sich über Schn. Dichtungen dann folgendermafsen: „Im durchlauffen seiner deutschen Reime finden sich zwar die sachen an sich selbst gut, aber doch fehler, die wider die sprachlehre in den Casibus oder fällen gehen, als in dem masse, da in den jambischen reimen die Dactyli eingemischet werden, so zwar ein alter irthum, aber doch nach des Suchenden (=Schottel) Reimkunst und sonsten der vernunft nach leichtlich zu verbessern ist" (Krause S. 379). Wir wissen ja, dafs Fürst Ludwig sich hartnäckig gegen die Anwendung von Dactylen in der deutschen Dichtung wehrte, vgl. Koberstein II, 51 Anm. 11 u. Wittkowski, Opitz' Buch v. d. dtsch. Poeterey S. 60. Unter dem 4. Juni 1647 dankt dann Schn. seinem Freunde Harsdörffer, welcher ihm am 28. März über den Stand der Angelegenheit berichtet hatte, für seine Bemühungen. (Krause S. 392). Als Sinnbild erhielt Schn. dann bei seiner Aufnahme im Jahre 1648 das Benzoin. Seine Devise, wie sie für die Mitglieder in der Regel das Oberhaupt der Gesellschaft verfafste, lautet:

Man reucht das Benzoin, weil, auf und ohne feur,
Dem in dem Indjerland das Tieger sich gepahret;
Daher ist dieses hartz in unsern landen teur,
Weil obgedachtes thier dasselbe stark verwahret.
Weit geht auch mein geruch, ja wird auch immer neur,
Wie meiner süssen schriftgeschmack es offenbaret.
Der Riechend' heiss ich drum: Es soll mein federkiel
Fort riechen, reichen auch hin zum fruchtreichen ziel.

(Krause S. 461. Nr. 498)

[1]) Auch sandte er Moscherosch, als diesem eine Tochter starb, ein Trostgedicht (II, 156).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Den ersten Band seiner deutschen Gedichte gab er 1644 heraus („gedruckt zu Strasburg bey Joh. Phil. Mülben"). Er widmete ihn dem Hauptmann von Janowitz, dem Schwiegersohn des Herrn von Schaffalitzky, und dem Bürgermeister der Stadt Rotenburg a. d. Tauber, Joh. Georg Stürtzel. 1656 erschien ein zweiter Band („Strasburg getruckt bei Josias Städel"), welchen er den Markgräfinnen zu Baden und Hochberg, seinen „gnädigen Fürstinen und Fräulin, als den dreien Charitinnen" verehrte. Die meisten dieser Gedichte hat er vor ihrer Sammlung „eyntzelich under die Leut kommen lassen". (I, 3). Er gesteht selbst von ihnen zu, dafs sie „nicht immerdar in gutem Lust geschriben, sondern bifsweilen bei trübem, auch wol unwilligem Gemüht, bevorab, wann er in gewisse schranken der Zeit eingeschlossen gewesen". Auch ihn haben die Freunde zur Herausgabe seiner Gedichte bestimmt (I, 11). Der Gelehrsamkeit seiner Zeit trug er dadurch Rechnung[1]), dafs er dem ersten Band einen Libellus poematum Latinorum, dem zweiten einen Fasciculus poematum Latinorum beifügte[2]). Die Gedichte, welche er zur Empfehlung bei dem Erscheinen von Werken anderer Autoren schrieb, hat er alle in seine Sammlungen aufgenommen. Weiter hat er noch eine „umständliche Beschreibung des grossen Kometen" 1664 (auch lateinisch als Epigramma de portentoso Cometa) verfasst[3]).

Johannes Freinsheim[4]) wurde am 16. November 1608 zu Ulm geboren. Nach dem Besuche des Gymnasiums zu Worms bezog er in jungen Jahren die Universitäten Marburg und Giefsen[5]), wo er vornehmlich Jurisprudenz studierte, und wandte sich dann nach Strafsburg. Hier trat er, durch Rob. Robertin, der sich 1620—21 und 1629—30 in Strafsburg aufhielt, empfohlen, in enge Beziehungen zu dem Professor der Geschichte an dieser Universität, Mathias Bernegger. Er wurde in dessen Haus aufgenommen[6]) und beteiligte sich an den historischen und philologischen Studien seines Gönners[7]). Seine Arbeitskraft war aufserordentlich grofs, feine Belesenheit sehr weitgehend. 1632 bewarb er sich bei den Schweden um ein Amt[8]), diesmal vergeblich.

Von Strafsburg aus ging er 1633 im Auftrage der französischen Regierung als königlicher Sekretär nach Metz, um das dortige bischöfliche Archiv einer Durchforschung zu unterziehen[9]). Er hielt sich $2^1/_2$ Jahre

---

[1]) Er sagt (I, 384): Teutonicis Latium quod versibus addo Libellum,
Causa fuit, iustus ne premeretur honor,
Qualemcunque viris cecini, qui vota precesque
Et laudes studiis promeruere suis.

[2]) Sie sind ohne Ausnahme Gelegenheitsgedichte, die Gosche Archiv II, 244 mit Recht als poetisch wertlos bezeichnet.

[3]) Dies Gedicht ist mir nicht zugänglich geworden; über seinen Wert vgl. Reufs S. 203, Anm. 2.

[4]) Ueber ihn vgl. Halm in Allg. Dtsch. Biogr. Band 7, und Reifferscheid, Quellen zur Geschichte des geistg. Lebens in Deutschland. Heilbronn 1889. Band 1.

[5]) vgl. für das folgende als Quellen auch Joann. Freinshemii Laudatio posthuma, verfafst von seinem Neffen Abraham Fr. 1661, sowie Rumplers „Ehrengeticht auf Joh. Freinshaimers Ablaiben" 1660. (Beide in demselben Sammelbande der Münchener Bibl.).

[6]) vgl. Reiffersch, No. 423, 318, 303, 446. Anm. zu 429_7.

[7]) vgl. ebd. 311 (vom October 1629).

[8]) Reiff. Anm. zu 429,7. Fr. schrieb auch e. lateinischen Panegyricus auf Gustav Adolf, der 1632 zu Strafsburg erschien, u. widmete, um sich beim Kanzler Oxenstjerna einzuführen, diesem seine Ausgabe des Florus. Er liefs sie ihm April 1633 zu Heilbronn durch den Strafsburger Gesandten Joh. Fr. Schmidt überreichen.

[9]) vgl. Reiff. Anm. zu 429_7, 459_{12}, 464_5.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

im Metzer Bistum auf, zog dann nach Strafsburg zurück und heiratete 1637 Berneggers Tochter Elisabeth. Seine Bemühungen, in Strafsburg eine Professur zu erlangen, waren erfolglos gewesen[1]), dagegen wurde er 1642 als Lehrer der Beredsamkeit und Politik an die neugegründete Universität Upsala berufen, von wo ihn die Königin Christine unter Ernennung zum Bibliothekar und Historiographen 1647 an ihren Hof nach Stockholm zog. Hier weilte er bis 1650, ging für kurze Zeit auf seinen Lehrstuhl zurück und wandte sich dann aus Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit wieder nach Deutschland, wo er Frühjahr 1652 anlangte[2]). 1656 wurde er dann vom Kurfürsten an die wiederhergestellte Universität zu Heidelberg berufen[3]). Hier starb er am 31. August 1660, als einer der bedeutendsten Gelehrten, welche das 17. Jahrhundert hervorgebracht hat.

Von seinen philologischen Werken, unter welchen namentlich die Ergänzungen der uns fehlenden Stücke des Livius und Curtius zu nennen sind, und andern lateinisch geschriebenen Arbeiten[4]) ist hier nicht zu reden. Wir haben im Rahmen unserer Abhandlung nur jenes deutschen Heldengedichts zu gedenken, welches Freinsheim als Mitglied der Tannengesellschaft während seines Strafsburger Aufenthaltes schrieb. Herzog Bernhard von Weimar, der berühmte Held des dreifsigjährigeu Krieges, hatte im Juni 1638 Freinsheim und seinem Schwiegervater Bernegger zur Unterstützung bei der von ihnen geplanten Ausgabe des Tacitus 100 spanische Dublonen durch den schwedischen Residenten zu Benfeld überreichen lassen.[5]) Es war ein Zeichen des Dankes für diese Freigebigkeit, dafs Freinsheim zur Verherrlichung Bernhards 1639 seinen „Teutschen Tugendspiegel oder Gesang von dem Stammen und Thaten defs Alten und Newen Teutschen Hercules“, ein Gedicht, welches im Druck 61 Folioseiten einnimmt, schrieb.

Von Peter Samuel Thiederich wissen wir nur, dafs er aus Jena stammte und von dort aus auf die Strafsburger Hochschule gezogen war. Er wurde 1634 von Raubgesellen ermordet. Rumpler besang den frühen Tod seines Freundes in einem Klageliede (S. 75 seiner Ged.) und rühmte darin die Tugenden und vielseitigen Kenntnisse des Verstorbenen.

Noch weniger erfahren wir über Andreas Hecht (Lucius), nämlich nur das eine, dafs auch er noch als Student nach langer Krankheit seinem Genossen Thiederich im selben Jahre in den Tod nachfolgte. Auch seinen Hingang betrauert Rumpler (S. 79).

Von den beiden letztgenannten Gesellschaftern sind uns poetische Erzeugnisse nicht überliefert. Wir haben daher nur die Gedichte Rumplers, Schneubers und Freinsheims zu besprechen.

---

[1]) vgl. den Brief Berneggers an Freinsheim, der sich damals in Nancy aufhielt, vom 2. April 1635. Reiff. Anm. zu 538_1.

[2]) Reiff. 534.

[3]) vgl. Reiff. 538.

[4]) Aufzählung aller Werke Freinsheims in der Laudat. funebr. seines Neffen. Freinsheims deutsche Gedichte sind aufser obigem Heldengedicht unediert geblieben (vgl. noch Joh. Freinsheims Gedicht auf d. Buchdruckerei. Gosche, Archiv I, 298).

[5]) vgl. Reiff. Anm. zu 466_{20}.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenden wir uns zunächst Rumpler zu!

Dem Zuge der Zeit folgend, sind ein Teil der Gedichte Rumplers Gelegenheitsgedichte. In den übrigen herrschen religiöse und moralische Themata vor. Solche werden behandelt in „die Ewigkeit“ (S. 8 ff.), „Betrachtung des himmlischen Hailands an dem kreuz“ (S. 16), „Weyenächtliche himel-botschaft“ (S. 199), „Spiegel täglicher Bus“ (S. 8), „Reichtum in Armut“ (S. 197) u. v. a. Auch die Gedichte „zumm Einngang des 1627ten jars (S. 5 ff.) und „Zeitgedanken zwischen dem 1636ten und 1637ten jar“ (S. 30 ff.) enthalten moralische Betrachtungen. Andere sind Paraphrasen von Sprüchen aus dem Alten und Neuen Testament, wie sie zu jener Zeit sehr beliebt waren. Erwähnt mögen hier werden als Beispiele: „Manassisches Gebät“ (S. 13), „die Lieb ist stärker dan der Tod“ nach Hohelied $8,_6$ (S. 216), „Wir sollen verlaugnen das ungötliche wäsen“ nach Tit. $2,_{12}$ (S. 218). Besonders die am Ende der Sammlung stehenden kleinern Gedichte gehören zum grossen Teile hierher. Paraphrasen von Psalmen sind u. a. die Gedichte auf S. 214 (nach Psalm $102,_{28}$) und S. 215 (nach Ps. $51,_{19}$). Weiter hat er einige Morgen- (S. 181, 183, 185) und Abendlieder (S. 188, 190, 191) gesungen. Seinen patriotischen Empfindungen, die auch sonst oft in seinen Werken hervortreten, widmet er die beiden Gedichte „das rasend Teutschland“ (S. 87 ff.) und „Teutschlands Tobsucht“ (S. 162 ff.). Ein gelehrter Stoff wird von ihm behandelt in „von löblicher erfindung der Buch-trukkerei“ (S. 48 ff.), worin er dem Strafsburger Hans Mäntelin die Erfindung dieser Kunst zuschreibt. Wir sehen also, dafs rein weltliche Themata bei Rumpler stark zurücktreten.

Nach den poetischen Gattungen kann man — von den Gelegenheitsgedichten abgesehen — seine Dichtungen scheiden in Lehrgedichte, Elegien, Hymnen, Oden, Lieder und Sprüche. Die Vers- und Strophenformen, in welchen diese erscheinen, zeigen uns Rumpler als Vertreter der Kunstpoesie des 17. Jahrhunderts. Zwar pflegt er (in strophischen Gedichten) auch noch die alten Versformen, so in einer Reihe von Beispielen den vierhebigen Achtsilbner (vierfüfs. Jambus, seltener Trochäus) und den dreihebigen Sechssilbner (dreifüfs. Jambus), doch in weit grösserem Mafsstabe wendet er in seinen Dichtungen den Alexandriner an. Einen Morgengesang (S. 181) und ein Widmungsgedicht an Harsdörffer (vgl. oben) hat er in Dactylen abgefafst. Gemeine Verse (vers communs) finden sich bei Rumpler nur S. 162 ff. in „Teutschlands Tobsucht“, wo jede Strophe nach 9 vorausgehenden vierfüfsigen Jamben durch den fünffüfsigen Jambus abgeschlossen wird, und in dem Trauergedicht auf den Tod der Frau Schneubers (bei Schneuber II, 167), welches nur aus vers communs besteht.

Unter den Strophenformen bevorzugt er das Sonett, dessen einzelne Zeilen er aus Alexandrinern bildet. In das Verständniss des Baues der Sonette ist er, wie auch Opitz und so viele Dichter des 17. Jahrhunderts, nicht eingedrungen, da der Sinn meist aus den Quartetten in die Terzette übergeht. Einmal hat er sich in einer Sestine, welche Gattung er Sexerung nennt[1]), und zweimal in sog. Pindarischen Oden mit ziemlich einfachem Aufbau[2]) versucht. Für kurze Gedichte bevorzugt er den von Opitz

[1]) Die Reimwörter in ihr sind land, haufs, schein, gras, feld, holz, deren Aufeinanderfolge in den einzelnen Strophen wechselt (S. 16).

[2]) S. 28 (bestehd. aus je 1 Strophe, Gegenstrophe und Epodos. Strophe und Gegenstrophe bestehen aus je 8 vierfüfs. Trochäen, der Epodos aus 10 vierfüfs. Jamben)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

empfohlenen Viervers (Quatrain), dessen einzelne Zeilen aus Alexandrinern bestehen.

Zeigt Rumpler sich so in Vers- und Strophenformen als Vertreter der Kunstpoesie des 17. Jahrhunderts, so teilt er auch die Mängel, die uns in dieser entgegentreten. Lehre, Erbauung und Sittenbesserung sind die Hauptzwecke seiner Dichtung. Ermüdende Breite, Neigung zu weitschweifigem Ausmalen beeinträchtigen an vielen Stellen den Wert seiner Poesie. Für das „die Ewigkeit“ überschriebene Gedicht (S. 9 ff.) braucht er 176 Alexandriner, zur Schilderung der „Weynachtsfreud“ (S. 24 ff.) hat er 168 solche Verse nötig.

Ausrufe und Fragen sollen belebend wirken, machen aber die Darstellung nur noch weitschweifiger. Die Höllenqualen anschaulich in kurzen Zügen vorzuführen, ist dem Dichter versagt. Statt dessen ermahnt er den Menschen „all das zusammenzufassen

Wafs dich hie gräulich dunkt, schwert, strang, auch rad und flammen
Gifft, wasser, zangen-riss, und wafs für marter mehr
Sich nur erfinden lasst, bring jenen oxen her
Defs strengen Falaris, und denk in deinen sinnen,
Du seyst Perillus nun, die Höllenbrände brinnen
Mit krachen rings um dich; sätz (einngebildt) der pein
Ein zihl, bifs tausend jar herumer werden seyn,
Sätz hunderttausend noch. hätt' dann nach sovil jaren
Der arm verdammte hauf sich nichts mehr zu befahren,
Und kriegt erlädigung; so wär' all dises ding
Die marter und die zeit noch leidlich und gering,
Ja wie ein augenblük und hurrtigs nun zu achten,
Wann wir die Ewigkeit der grifs-gram-straf betrachten“.

Gleich breit schildert er die Seligkeit:

„Ach wolte, wollte Gott! ich wär' ietzt albereytt
Schon bey der wehrten schar; imm land der seligkeit,
Da ich das angesicht des Höchsten könnte sehen
Und vor defs Lambes stuhl mit ehr-erbietung stehen,
Da alle heylgen stehn; da Gottes reyner schein
Will selbs der helle tag, will selbs die Sonne seyn,
So alle nacht vertreibt; da iedermann von herzen
Sich in dem Herren freut, da Sorge, Kwal und Schmerzen,
Hafs, Thorheit, Mangel, Schrekk, Begürden, Wandel, Noth,
Durst, Hunger, Hiz und Frost, Forcht, Krankheit, Sünd und Tod,
Und alles Ungemach ist gänzlich aufsgeschlossen,
Da, wafs ein ieder wünscht, wird alsobald genossen;
Da solche herrlichkeit sich findt, die nie zufor
Kein aug hat angeblükt, die keines männschen ohr
Forhin gehöret hat, die nie kein herz erwogen;
Wohin die Vätter seyn for uns schon angezogen
Und unsre liebe freund. Difs ist der selig ort,
Warzu der Schäpffer uns erschaffen, und das Wort

u. S. 83 (bestehd. aus je 2 Strophen [= Kher], 2 Gegenstrophen [= Wiederkher] und 2 Epodoi [= Letzgesang]. Strophen u. Gegenstrophen enthalten je 12 vierfüfs. Jamben, die Epodoi je 19 vierfüfs. Trochäen u. einen Alexandriner am Ende).

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Imm Fleisch uns hat erlöst, warzu defs Geystes gaben
In uns ihr' reytzung stehts und ihre würkung haben."

Oft gelangt der Dichter erst mit allerlei Abschweifungen[1]) und nach Heranziehung von einer Unzahl von Beispielen zum Ziel. Statt sich mit einem oder zwei besonders prägnanten zu begnügen, führt er uns S. 4 durch das ganze Alte und Neue Testament.

An Vergleichen, die in kunstloser Aufzählung aneinandergereiht werden, thut sich der Dichter oft nicht genug. Es hat sie nötig, weil ihm die Fähigkeit fehlt, einen Begriff mit kurzen, präcisen Worten vorzustellen. Gott wird gleich zu Anfang der Sammlung bezeichnet als:

„Das wesen alles wesens,
Der geber des verstands, des schreibens und des lesens,
Der Wissenschaft und Kunst; der Schäpffer dieser wält,
Der Künig, der den stab des Rechts in Händen hältt;
Der wahre Jupiter, der in den wolken tondert,
Der Föbus, der das liecht von finsternufs gesondert,
Der Maister der arznei, die leib und sel ernährt;
Das unerschäpfflich Gut, das alles guts beschährt,
Der mächtige Neptun, der Vogt des starken windes,
Der ewig-lebend Fürst des gaistlichen gesindes,
Dafs ihn ohn ablafs ehrt, der streitbar Zebaot,
Der stets-sighafte Mars, der herescharen Gott,
Der Vater aller Zeit, der Redner wahres mundes,
Der Kauff- und wexel-herr des aufsgethailten pfundes
Imm mänschlichen gewärb: der rechte Trismegist,
Der grose wunder-Pan, der alls in allem ist,
Die ungefälschte Lieb, das glückliche Versehen,
Ohn welches weder guts noch böses kan geschehen,
Der alten Theutschen Theut, und wie die haidenschaft
Nach seinen würkungen und scheinbarlicher kraft
Ihn auf vil andre weifs iezt so, dann so genännet".

Wie weit ist solche trockene Aneinanderreihung von wahrhafter Poesie entfernt[2])!

---

[1]) vgl. z. B. das Ged. „Christliche Weynachts-freud", namentlich auf S. 26, wo mitten in der Erzählung von der Erscheinung, welche die Hirten auf dem Felde bekommen, eine Betrachtung folgender Art angestellt wird:

„Das lobreich Himmels-hör ist auf dem Feld erschienen
Und saget disem kind hab alle welt zu dienen.
Komm, meine sel! ach komm! und dien ihm hurrtig auch,
Doch nicht mit pracht und stolz, als wie zu hof der brauch,
Da niemand etwas giltt, als nur allein die reichen,
Und die, so maisterlich den waichen fuxschwanz streichen;
Hie gilt' die hohfahrt nichts, und falsche schmaichelei
Ist grausam da verhasst. Wer offenherzig frei
In demuht einnhertritt, hat glaubiges vertrauen,
Den will der Lebens-fürst mit gnaden-augen schauen"

und so geht es weiter fort, bis dann auf S. 27 die Weisen aus dem Morgenlande uns vorgeführt werden.

[2]) vgl. hierfür auch noch Gedichte wie „auff eines andren hochzeit" (S. 150 ff.), wo zum Beweise, dafs das Glück vergänglich ist, die Erfahrungen des Bajazet, Valerian, Belisar, Sejan, Demetrius, Xerxes, Mithridates, Tarquinius nnd Cäsar angezogen werden.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ungebührlich stark tritt auch die Neigung zur Lehrhaftigkeit und zum Moralpredigen hervor, zumal Rumpler, wie wir oben sahen[1]), mit Vorliebe religiöse und moralische Themata behandelt. Ueberall will er die bösen Sitten und Gewohnheiten der Menschen bessern.

Die Breite hat Nüchternheit im Gefolge. Viele Dichtungen Rumplers sind nichts weiter als gereimte Prosa. Das Gedicht „Männschlichen lebens Eütelkeit“ (S. 141 ff.) besteht nur aus einer ausgeklügelten Aufzählung von Dingen, mit welchen das eitle Leben zu vergleichen ist. So lautet Strophe 4:

„Wafs ist das eutel leben,
In dem wir männschen schweben,
Und preisen es für fein?
Ein falsch vergöldtes wesen,
Ein härtling, der imm lesen
Nichts gibt, als sauren wein;
Ein tampf, der bald vergehet,
Ein tau, der nicht bestehet
Imm haisen sonnen-schein.

und Strophe 9:

Wafs ist das eutel leben,
In dem wir männschen schweben,
Dafs uns so wolgefällt?
Ein kriegs-schiff, dafs verbrochen,
Ein luftball, so durchstochen,
Ein schabhuth für die kält,
Ein zünd-schloss, dafs versaget,
Ein hund, der nichts erjaget,
Ein arm-brust, dafs nichts hälltt“.

Selbst von dem Vorwurf der Plattheit ist Rumpler zuweilen nicht freizusprechen. Ein bezeichnendes Beispiel findet sich in dem Gedicht: „Betrübnus üer verlurst Lud. Härings, eines fürtrefflichen jungen Mahlers“ (S. 93 ff.). Dasselbe schildert, wie die Pallas über die Parze Atropos ergrimmt ist, weil diese statt

„bei den krüplen, bei den greussen
schwache fäden abzureissen“

den Lebensfaden des jungen Künstlers abgeschnitten. Am Schlusse heifst es also:

„Lachesis, ach kan es seyn!
Lafs dich eynmal nur erbitten:
Wafs die schwester abgeschnitten,
Flick imm spinnen wider einn!
Kanst du dises Härings leben
Tausch-weifs iergend widergeben,
Nun, so gib ihn aufs dem grab,
Und holl hundert Stockfisch ab!“

Und das in einem Trauerliede, welches ganz andere Empfindungen wachrufen soll!

---

[1]) Weiter vgl. für diesen Punkt noch „des wahren seligmachenden Glaubens Fruchtbarkeit“ (S. 36 ff.), „an einen Lährer Göttlichen worts“ (S. 147 ff.) u. a.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Glücklicherweise teilen nicht alle Dichtungen Rumplers die oben beleuchteten Mängel.

Zuweilen gelingt es ihm, einen volkstümlichen, echt empfindungsvollen Ton, frei von Geschraubtheit, anzuschlagen. Er zeichnet sich dadurch vor vielen Poeten des 17. Jahrhunderts vorteilhaft aus. Hatte er sich doch auch in der Vorrede[1]) zu seinen „Reim-getichten“ ausdrücklich gegen gesuchten, spitzfindigen Ausdruck verwahrt.

Zu den besten Stücken seiner Sammlung gehören ein Bufsgesang[2]) (derselbe giebt wie die alten Volkslieder in der Ueberschrift die Anfangszeile eines andern bekannten Liedes an, nach dessen Weise er zu singen ist. Hierin spricht sich schon äusserlich eine Anlehnung an das alte volkstümliche Lied aus), ein Morgen-[3]) und ein Abendlied[4]). Sie sind natürlich und ungezwungen gefafst und bekunden ein tiefes Gemüt.

Auch in andern Gedichten Rumplers lässt sich tiefe Empfindung und Wahrheit des Gefühls nicht verkennen. Für sie geben vornehmlich zweierlei Empfindungen die Motive ab.

Rumpler ist ein frommer Mann. Er bittet, Gott möge ihm dazu helfen, dafs in seinen Liedern des Höchsten „herrlichkeit und macht werd angeschauet“ (S. 60), und ihm eingeben, „wafs die tüchtigen mit guter lähr erbauet“ (ebd.). Darüber, dafs ihm solches oft nicht gelingt, dafs oft die Welt und ihre Lust ihn in ihr Netz verstrickt, bricht er in die Klage aus (S. 45, 46):

„Wie oft versuch ich mich, die fäder Gott zu weihen!
Und gleichwol reisst die wält mit ihren lappereien
Mich allezeit zuruck, verführt mich dergestalt,
Dafs auch in meiner sel die Fromkeit schier erkaltt.
Es ist ein stehter krieg in meinen blöden sinnen:
Von oben kommt bifsweil ein himlisches beginnen,

---

[1]) „Mag derhalben von gegenwärtigem meinem ersten gebüsch etwan wol sagen, wafs D. Martin Luter . . . . . meldet: Unum hoc spectavi, ut quantum possem, vitarem obscuritatem et pro ingenii viribus perspicue traderem quae intelligi volebam . . . . Mein! warum wenden dergleichen Näulinge so grose müh auf ihr arbeit, wan sie nicht wollen, dafs sie der leser verstehe . . . . Die ich, und meines gleichen gesellen, nicht anderst als überal stammlend und statzend lesen, auch an vilen orten weniger, dan verzifferte gehaime briefe verstehen können“.

[2]) S. 172. „auf die weifs eines lieds, welches anfanget: Mein gmüht ist mir verwürret“.

[3]) S. 185. Aufbau in zwei Stollen und Abgesang. Der Anfang desselben lautet:

„Wie gros ist Gottes gütigkeit,
Die sich in dise wält ausbreytt
Mit weissen wunderthaten!
Es ist der Himel und die Erd
Und wafs man sihet oder hört,
In allem wohlgeraten:
Sonne, Monne,
sammt den sternen,
seyn von fernen
unsre khärtzen,
sie erfreuen aug und härtzen“.

Von weit geringerm Werte ist das in Dactylen gedichtete Morgenlied auf S. 181, dessen Natürlichkeit schon durch das Suchen nach dreisilbigen Wörtern für die Dactylen, sowie durch den Wortschwall namentlich in der 3. Strophe Einbusse erleidet.

[4]) S. 190. Dagegen enthält das Abendlied auf S. 191 zu viel Betrachtung und ist schwerfällig im Ausdruck.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Gleich hänckt sich von der wält ein zehntnerstein daran.
Der zieht mich under sich, dafs ich nicht fliehen kan.
Nimm ich ein gutes buch, und will von Gottes wesen,
Gebotten und verbot in andacht etwas lesen,
So mischt die eutelkeit des haidenthums sich einn,
Bringt sag-mär' auff die ban, und ställt mit schönem schein
Die Göttsen-bilder dar".

Von der Fortdauer der Seele nach dem Tode ist er fest überzeugt; mit denen, die diesen Satz leugnen, will er keine Gemeinschaft haben (S. 203, 204). „Bät und arbeit: trau alsdann dem, der alles geben kan" ist sein Wahlspruch (S. 197). In diesen Liedern, wo der Dichter sich in brünstigem Gebet voll Glaubenszuversicht (vgl. z. B. S. 178, 179) an seinen Schöpfer wendet, seine schwere Sündenschuld eingesteht (vgl. z. B. den Schlufs des „Manassisch gebät" auf S. 14), des Herrn nachsichtige Liebe und Güte preist, da strömt warme, herzliche Empfindung aus seinen ungekünstelten Worten.

Innig gehalten ist auch das Gebet auf S. 47. Doch wird gegen den Schlufs hin der gute Eindruck durch die häfslichen Vergleiche verwischt.

Rumpler ist aber auch ein von edlem Patriotismus beseelter Mann. Sein Vaterland zu rühmen wird er nicht müde.[1]) Nimmt er auch, nach der Weise jener Zeit, den Mund etwas voll[2]), wer wollte ihm dies Uebermafs da verargen, wo Vaterlandsliebe ihm die Feder führt! Hoch ist es anzuerkennen, dafs in jenen Jahren, da Deutschland zerschlagen am Boden lag, begeisterte Männer sich fanden, die durch steten Zuspruch in ihren Landsleuten die Hoffnung auf bessere Tage nicht untergehen liefsen. Zu ihnen gehört auch Rumpler. Hin und wieder klingt zwar bei ihm etwas von schwächlicher Resignation durch (z. B. S. 90), von dem Wunsch, das Elend hier auf Erden bald mit einem besseren Jenseits vertauschen zu können. Wie sollten nicht bei all dem Jammer auch solche Stimmungen der Verzagtheit mit unterlaufen! Sie werden aber durch andere weit überwogen. In manch schönem, warm empfundenem Wort und Lied hat er seinen Gefühlen für das deutsche Vaterland Ausdruck gegeben, es getröstet oder in strafender Mahnung zum Handeln aufgemuntert. Tief betrauert er, dafs der „sieche kräbs" (S. 118), der dreissigjährige Krieg, noch immer die Heimat zerrüttet (z. B. S. 81), die besten Männer des Volkes dahinrafft. Sehnsuchtsvoll ruft er den „gold-währten" Frieden herbei, das „höhste gut" (S. 161), auf dafs das Land in neuem Glanze erstehe und deutsche Treue wieder eine Heimstätte finde (S. 161 in d. Gedicht an Joh. Rist, geschrieben i. J. 1646).

---

[1]) Vergl. z. B. S. 5:
Jetzt wird in aller welt kein land, wie das, gefunden,
Mit dem der wahre Gott ist so genau verbunden.
Und darum schäz ich mir für trefflichen gewin,
Dafs ich auch Teutscher art und Teutsches herzes bin.

[2]) Vgl. z. B. S. 55:
„Gott hat durch diesen fund (nämlich die Buchdruckerkunst)
Uns alles zugeschickt, dafs auch auff dise stund
Der fornehmst Musensitz in Teutschland noch verbleibet,
Und dafs man besser da Latein und Griechisch schreibet
Als in Athen und Rom." (geschrieben 1640.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zu einer gewissen Erhabenheit in der Diction bringen es seine beiden Gedichte „das rasend Teutschland“ (S. 87 ff. gedichtet im Jahre 1634; einige Stellen daraus angeführt bei Bouterwek, Gesch. der Künste und Wissensch. Göttg. 1817 Bd. X, 223 ff.) und „Teutschlands Tobsucht“ (S. 162 ff.). Mannhaft legt er die Hand in die Wunden und zeigt, wo der Grund des politischen Niederganges zu suchen sei. Bitter ruft er aus (S. 164):

„Germannin, deine mannlichkeit
Ist nun auf letze weifs geartet,
Weil deine faust dich selbs bestreitt,
Dein härtz selbs wider sich verhartet:
Du kürtzest dir das leben ab,
Du bringst dich selber in das grab,
Und machst dir kein gewissen.
Beschau dich doch, o tolles weib!
Wie ist dein elend krancker leib
Durch dich selbs-selbs verrissen und verschmissen.

(S. 167):

Wafs aufrecht-Teutsch und ehrbar ist,
Hat wenig leuthen mehr gefallen,
Der Wälschen und Frantzosen list,
Das lumppen-schwätzig frömde prallen
Hat gar weit müsen besser seyn:
Dadurch schlich iedes Laster einn,
Und gantz ein ruchlofs leben:
Die Fromkeit schwand auch allgemach,
(Wie in der hitz ein kleiner bach;)
Da wurde man Gottlosem thun ergeben.“

Er giebt auch die Wege an, auf welchen wieder Heil zu erlangen sei, mahnt zu frommem Wandel und empfiehlt dringend, die Gnade Gottes anzurufen:

„Durch räu und bus lasst gottes huld
Sich freilich endlich noch erwerben:
Die unzahl deiner grosen schuld
In tiefgeschnitten langen kerben
Ist aufszutülgen, wan du willst,
Imm fall du nur den grollen stillst,
Den du in ihm erräget;
Er selbs, dein Glaubiger, gibt rath:
Verbürg dich in seins sohnes waht!
Der zahlt und macht, dafs aller zorn sich läget.

Allein, wafs du versprichst, das mus
Nicht härtz-los nur aufs lippen gehen,
Es mufs die unvertälschte bus
Recht-wäsend in dem werck bestehen.
Schaff ab, wafs Gott zuwider ist,
Leb thätig als ein frommer Christ,
Lieb ihn von gantzem härtzen,
Und dien dem nähsten bestes fleifs!
Wa nicht: so wirst du auf ein näus
Vil ärger, als vorhin, dein hail verschärtzen.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Seiner Vaterlandsliebe entspringen auch seine puristischen Neigungen, auf welche wir an anderer Stelle zurückkommen. —

Die Reihe der zuletzt genannten Gedichte verdankt ihren höhern Wert auch noch einem andern Umstande. In diesen Liedern fehlt fast ganz das gelehrte Beiwerk, dessen die an eigenen Empfindungen arme Kunstpoesie des 17. Jahrhunderts zur Schmückung und künstlichen Hebung des Ausdrucks bedurfte. So entbehren diese Gedichte des aus der antiken Gedankenwelt herübergenommenen mythologischen Aufputzes, der ein Hauptmerkmal der deutschen Renaissancelitteratur bildet. Die Verbindung solcher fremden, deutschem Volkswesen unbekannten Vorstellungen mit dem übrigen Inhalte eines Gedichts konnte nur eine lose und rein äufserliche sein.

Der mythologische Apparat kommt in jenen Dichtungen zu reicherer Verwendung eigentlich nur in Strophe 9—12 von „Teutschlands Tobsucht". Die Sünden, welche sich Deutschland hat zu schulden kommen lassen, sind gröfser als die Übel, welche Athamas und Ino angestiftet, schrecklicher als die gräuliche Rachethat der Procne u. dgl. mehr. Striche man die bezeichneten Strophen einfach aus dem Gedichte, so würde durch ein solches Verfahren der Zusammenhang garnicht leiden. Unsers Dichters beste Lieder sind eben die, in welchen der gelehrte Wust fehlt.

Sonst aber finden wir in Rumplers Poesie den mythologischen Schmuck überreichlich vertreten. „Alekto stost den brand dief in das sündig herz, Tisifone die rast, und machet, dafs der schmerz noch vilmal grösser wird, Megära reyzt die schlangen" (S. 12); „es hab' Alküone, da Keüx ist ertruncken, so kläglich kaum gethan, auch kaum des Hektors weib, alweil des sigers grimm hat seinen todten leib amm wagen nachgeschläppt", als wie die Witwe des Herrn von Rappoltstein beim Hinscheiden ihres Gemahls getrauert hat (S. 199) u. a. m. Völlig in antiken Vorstellungen, ein Muster gelehrter Poesie, bewegt sich das Sonett „über den tod eines gelährten und guten freunds, den die Krieger frefelich umgebracht haben" (S. 66).

„Ach lafs auff disen tag dein pracht-gold nicht erscheinen,
Du Fürst des Helikons! täck all dein ädel-gstein;
Es sagt die Klio nun von lauter laid und pein,
Man hört Melpomenen nichts thun als kläglich weynen.

Thalia straift ietzund die sokken von den beinen,
Euterpes flötenhall will eutel heulen seyn,
Und Erato die ställt das freudig tantzen einn,
Terpsichore verstummt, Urania känt keinen

Der hällen sternen mehr, verlasst des himels lauff,
Kalliope die gibt ihr buchstabwesen auff,
So will Polymnia mit händen gleichsam sagen,

Wafs ihr amm reden bristt: dafs nämlich wider recht
Des Mars sein lumpen-volck (das höllische geschlecht)
Den, welchen sie geliebt, gantz mörderisch erschlagen." —

In reichem Mafse verwendet Rumpler auch zur Belebung seiner Dichtungen Bilder, Vergleiche, Metaphern und Allegorien. Die Bilder u. s. w. sind zum Teil einfach und volkstümlichen Vorstellungen angepafst. So heifst es S. 81: „In solcherlei gedancken pflegt mein gequählter geyst oft mit ihm selbs zu zancken, als wie der wällen flutt, die an den fölsen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schmeisst, und ruckwarts widerum sich von dem fölsen reisst". Die Schwalbe wird als „Läntzengast", der Storch als „Fröschherr" (S. 87) bezeichnet.

Zahlreich aber finden sich bei Rumpler dann ferner die geschraubten, aus fernabliegenden Vorstellungen hergeholten Bilder und Vergleiche der Kunstdichtung: „der böse gaist der Wält suecht mit Adams-flaisch zu laichen" (S. 60); „der Glaub ist ein starcker mast, an welchem lang und breit die sägel des Gebäts bis an die wolken reychen" (S. 206); des Menschen Herz soll „die Trübsal glat schleifen; ich unterleg alsdan aus Gottes wort ein blat, bestreich es mit der Lieb, auf daſs es an mag kleben" (S. 208); das „gedächtnus" des verstorbenen „lähr-beflissenen jünglings" Stockar wird vom Dichter gerühmt als „ein köcher, angefüllt mit pfeilen guter lähr; die bücher seyn der schilt, die tädren deine spies und lantzen stehts gewesen" (S. 127). Sehr viele Vergleiche dieser Art werden uns in den kurzen Gedichten am Ende der Sammlung geboten: Die Welt gleicht einem Wirtshaus, wo es toll hergeht und der Teufel den Wirt spielt (S. 211), einem Glückstopf (S. 221), der Delila in der Geschichte von Simson (S. 212); das menschliche Herz sei „der tisch, auf dem der ängstig gaist geschlachtet werden mus, mit glaubensöl befaistt (S. 215). Sehr beliebt ist bei Rumpler der Vergleich mit einem Schiffe. Die Schilderung der „Stürmischen Schiffahrt mänschlichen lebens" nimmt 108 Alexandriner ein (S. 71 ff.); der Dichter bittet Gott, daſs „seines lebens schiff sich recht zum hafen lenke" (S. 3); vor der rettenden That Luthers war das „traurig Christen-schiff" in groſser Not, doch Gott hat seinen „schiffbruch da verhüthet" (S. 88); „die frome Gottes-kirch ist einem schiff zu gleichen, so durch das Wält-mer fährt, reisst durch die flutt der Zeit" (S. 206).

Schon Opitz hatte die Schmückung der Rede mit malenden Beiwörtern empfohlen. Die Kunstdichter waren auch hierin seinem Beispiel gefolgt. Viele von ihnen verfielen in Unnatürlichkeit und gefielen sich in schwülstigen Übertreibungen. Getreu seinem in der Vorrede zu seinen „Reimgetichten" ausgesprochenen Grundsatz ist Rumpler allem Schwulste, aller Künstelei abhold.[1]) Als Beispiele dafür, welche einfachen Beiwörter er zu den Hauptwörtern setzt, mögen hier aufgezählt werden: „rasent herz" (S. 19), „das lobreich himels-hör" (S. 26), „des wandelbahren Glücks" (S. 123), „der unausslöschlich brand" (S. 154). Auch die Hinzufügung zweier Beiwörter zu einem Hauptwort begegnet uns, ohne daſs auch hier wir ihm Schwulst zum Vorwurf machen können: „mit schnäll-brüchig eutlen sachen" (S. 83), „den tälpisch-grosen mann" (S. 105), „zu ewig-sanfter ruh" (S. 125).

Die Renaissancedichtung, deren Richtung wesentlich verstandesmäſsig war, legte groſsen Wert auf zugespitzte Antithesen. Auch Rumpler verschmäht solche nicht, wie sich u. a. aus folgenden Mustern ergiebt: „die sonst bus-lose sünd büst der sünd-lose Gott durch sein selbs aignes kind" (S. 25), „und ewig-sterbend nicht ersterben" (S. 22), „und sinnst unsinnig nach auf mehrung deiner pein" (S. 90).

---

[1]) Nur in dem einen Widmungsgedicht an Harsdörffer (vgl. oben) weicht er, gleich als wollte er sich der tändelnden Dichtungsweise Harsdörffers anpassen, von diesem Grundsatz ab. Hier finden sich Ausdrücke wie „der Wolken fruchtriefender Guſs", „der Musen verzukkerten Kuſs", „der Augen hellwallenden Guſs" u. a. m. Schon das Bestreben, die Zeilen dieses Gedichts nur mit Wörtern zu schlieſsen, welche auf -uſs ausgehen, ist eine der Rumplerschen Poesie sonst fremde Künstelei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Gezeigten ersehen wir, dafs Rumpler in seinen Dichtungen sich ganz in den Bahnen der Kunstpoesie des 17. Jahrhunderts bewegt, er unter ihre Vertreter zu zählen ist. Er ist kein Dichter von Gottes Gnaden, oft ringt er mit dem Ausdruck. Er gesteht selbst (S. 79):

„Ein mancher, wan er nur den ärmel gleichsam rüttelt,
So gibt es hurrtig vers, und solcher Dichter schüttelt
Die reimen hauffenweifs von jedem Ding daher,
Ich aber kan es nicht. Es fällt mir vielmal schwehr,
Nach lang gehabter müh ein wenig wafs zu spielen,
Darinnen gaist und feur, als sich gepürt, zu fühlen.“

Doch gehen ihm Empfindung[1]) und Gefühl nicht ab, und das zeichnet ihn unter vielen seiner Genossen rühmlich aus. Schauten diese ferner vielfach bewundernd auf die Fremde, so steht ihm am höchsten sein deutsches Vaterland. „Ich schäz es mir“, singt er auf S. 5, „für trefflichen gewin, dafs ich auch Teutscher art und Teutsches herzes bin“. Das Lob, welches er seinem Landsmanne Tauffkircher zuerteilt, wenn er preisend von diesem sagt (S. 92), „dafs du warst ein redlich-Teutscher man“, können wir mit Fug und Recht auch Rumpler selbst zuerkennen.

Seine deutschen Gesinnungen sprechen sich auch in seinen puristischen Neigungen aus, deren wir hier noch gedenken müssen. „Der grose lust,“ so sagt er in der Vorrede zu seinen Reimgedichten, „zu unserer herlichen Teutschen sprach ist sofern in mir gewachsen, dafs ich zeitlich, so bald ich nämlich auff hohe schulen gezogen, mich unterfangen, auch versuech darinn zu thun. Und weil ein iede sprach höher nicht kan getrieben, oder tiefer ergründet werden, als eben durch mittel der durchleuchtigen Poesie, hat mich mein fürwitz dahin verlaitet, dafs ich in solcherlei übungen fleissig der wäsendlichen art unsrer ädlen höldensprach nachgeforschet, auch durch ämsiges erkundigen und aussinnen mancherlei sachen gefunden und aufgezaichnet . . . . . Für wörter, die aus dem Latein- oder Griechischen entlöhnt, und dannenher aigentlich un-Teutsch seyn, hab ich bisweil versuecht, einen tausch zu treffen, und ganz Teutsche an ihrer statt zu gebrauchen“.

S. 113 fordert er, unter Hinweis auf das Verwerfliche der Sprachmengerei: „Dafs unsre Teutsche sprach soll weder mit Latein,
Noch frömdem misch-masch sonst, als arm, befläkket seyn,
Gleich wie ein bättelrock“[2]).

Er spottet über die italienische Sprache (S. 56):

„Schau ietzt Italien an!
Wafs wirst du anders wol, als stümpelei da finden?
Geh, nimm das gut Latein; brich dises wort von hinden,
Von fornen jenes ab; dähn etlichs tapffer aufs,
Mach, dafs ein anders dan mit baiden bakken paufs,

[1]) Selbst in einigen seiner Gelegenheitsgedichte, die im übrigen sich nicht über den besonderen Anlafs, zu welchem sie gedichtet sind, zu erheben vermögen, treffen wir Stellen an, die von Empfindung Zeugnifs geben. Man vgl. z. B. wie er auf S. 80 seinen Schmerz über den Tod seiner Freunde und Gesellschaftsgenossen Lucius und Thiederich schildert. — In andern nimmt wieder übertriebene Lobrednerei einen weiten Raum ein, vgl. z. B. das Trauergedicht auf den Tod des Herrn von Rappolstein, besonders S. 115.

[2]) Das Weitere abgedruckt bei H. Schultz, Sprachgesellsch. S. 78.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schieb etwas in die mitt, hau anderstwo von innen
Dem wort ein glid hinnweg; und, will Latein zerrinnen,
So radbrech auch das Teutsch; misch etwas Griechisch einn,
Laſs sehen, wird es nicht Italiänisch seyn!“

In gleicher Weise sind ihm Spanisch und Französisch nur Miſsgeburten. Dagegen ist das Deutsche die Krone aller Sprachen. Im Uebermaſs patriotischer Empfindung singt er[1]), daſs vor dem „geistbestralten glantz“ der deutschen Sprache sich Rom, Athen und Babel beugen, „Madrid, Florentz, Paris, die fallen ihr zu Füssen, als ihre Königin, als Mutter sie zu grüssen“. Sie ist ihm die Sprache, aus der die übrigen europäischen erst ihren Ursprung genommen[2]), „die uralt ammensprach, mit welcher Japhets schar Europen angefüllt“ (S. 56).

Was aus fremden Sprachen in die deutsche sich eingeschlichen, das will er wieder ausmerzen. In seinen Dichtungen finden wir kein Fremdwort. Mit Recht können wir sein Verfahren löblich nennen, zumal wenn wir die Gedichte vieler seiner Zeitgenossen dagegen halten und erwägen, daſs auch Weckherlin[3]) und Opitz[4]) trotz ihrer auf Reinheit der deutschen Sprache gerichteten Bestrebungen sich von dem gelegentlichen Gebrauch solcher Fremdwörter nicht haben frei halten können.

Selbst gegen Lehnwörter geht unser Dichter vor. Er sagt daher statt Schüler: lährbeflissene, Mittelpunkt: mitteldupfen, Natur: art (vgl. die Vorrede), Siegel: pütschaft (S. 26) und bhütschierlein (S. 52), Kirche: bätgebäu oder Gotts-hauſs (S. 63), Fenster: tagloch (S. 98), Schule: lährhauſs (S. 98), Kaiser: Reichs-vogt (S. 106; doch kommt auch Kaiser öfters vor), Opfer: hailgengab (S. 133 und 215) u. a. Besondere Vorliebe zeigt er dafür, alte, verschollene deutsche Wörter wieder hervorzuholen. „Hergegen“, sagt er in der Vorrede zu den Reimgedichten, „weil ich in lesung alter Teutscher sachen oft so ausbündig-wolbedeitliche wörter find, daſs zu wünschen wäre, man hätte sie nicht durch lüderliche unachtsamkeit in den abgang kommen lassen, trag ich keinen schäuen, underweilen eines herfür zu suchen und zu gebrauchen; oder wan es in miſsbrauch geraten, es wider in seinen rechten gebrauch anzuwenden“. Entsprechend diesem Vorsatze findet man in Rumplers Dichtungen: Minne für Liebe, magt für Jungfrau (vgl. die Vorrede), baren für Kinder (S. 2), schalk für Knecht (S. 26), at für Vater (S. 28), ebenso ur-att (S. 112), mär nicht blos in dem Sinne von Erdichtung, sondern auch für Erzählung (vgl. die Vorr.), z. B. „Klagmär wegen tödlicher abscheydung Bernharten Schafalitzkis“ (S. 129), während Rumpler für erdichtete Dinge die Zusammensetzung sag-mär verwendet (vgl. d. Vorr. und S. 46 und 203), träm für Balken (S. 35), gär für Schoſs am Kleide (S. 73 und im zweiten Gedicht an Harsdörffer), wat für Kleidung, z. B. fäder-wat (S. 103) und glück- und wollust-waht (S. 150), wigant für Kämpfer (S. 105), gumppen für springen (S. 110), gupff für Spitze (S. 127), kläkken für brechen, reiſsen (S. 196) u. a.

---

[1]) In seinem Widmungsgedicht an Calisius. vgl. oben.

[2]) Diese Anschauung findet sich öfters bei den Dichtern und Grammatikern, namentlich des 17. Jhdts. Vgl. Koberstein II, 67, Anm. 10 u. Wolff, der Purismus in d. dtsch. Litt. des 17. Jhdts. Straſsbg. Diss. 1888, S. 24.

[3]) vgl. Höpffner, Weckherlins Oden, S. 13.

[4]) vgl. Opitz' Dichtungen, hg. v. Tittmann, in „Deutsche Dichter des 17. Jhdts.“ Leipzig 1869. z. B. S. 22. Lection, 79 vexieret, 130 Quartieren, 252 Revier u. a.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Unser Dichter hat auch daran gedacht, in Zesenscher Art die alten griechischen Götter- und Heldennamen durch deutsche Umschreibungen zu ersetzen. Er spricht davon auf S. 2 mit folgenden Worten:

„Es mag Saturnus nun mit seinen frechen baren,
(Die ihn doch selbs verjagt) in Styges abgrund fahren,
Sammt seiner Kybelen und ihrem mifs-geschlächt!
Das albar lugen-mähr, das läppisch spiegel-fächt
Ist längsten schon endtäkt, und allerdings vernichtet,
Auch ihre namen all' auf anders ding gerichtet:
Vulkan ist nichts als Feur, und Bakchus nichts als Wein,
Apollo der bedeutt den klaren Sonnenschein,
Diana zaigt den Mon, die Pallas Kunst und Wafen,
Und wafs dergleichen mehr. Ist difs dann noch zu strafen
(Wiewol sie dergestalt ganz ohne mifsbrauch feyn),
So führ', o Teutsche zung, auch Teutsche namen einn,
Die recht und artig sich auf iede dinge schikken!
Die alte Teutsche sprach lasst noch dergleichen blikken;
Bei ihr haist Fides Träw, den Amor kännt sie nicht,
Cupido ist ihr främd, der Venus angesicht
Enzindt den Armin kaum, dafs er vor liebe brinne,
Die Venus nännet er auf gut Alt-teutsch Frow Minne".

Denselben Gedanken hat er auch am Ende seiner Vorrede Ausdruck gegeben. Doch hat er eingesehen, dafs an „Teutschen wol ausgesonnenen und gebräuchlichen namen darfür noch zur Zeit so groser mangel, dafs er, wider willen, bei den alten bleiben müsen". Er will erst abwarten, was von gelehrteren Leuten, als er selbst ist, in dieser Sache geschehen wird (S. 3). Wir brauchen es nicht zu beklagen, dafs Rumpler von seinem ursprünglichen Vorhaben Abstand genommen und, gleichwie Opitz, in seinen Dichtungen die antiken Namen der Götter und Helden beibehalten hat. Wie lächerlich wirken bei Zesen jene geschmacklosen Verdeutschungen[1])! Von ihnen begegnet uns bei Rumpler in dem Ersatz des Wortes Grazien durch Huldinen (S. 68 und in dem ersten Gedicht an Harsdörffer) glücklicherweise nur ein einziges Beispiel.

Geringer noch an Wert als die Dichtungen Rumplers sind die des Joh. Matthias Schneuber. Schon deshalb kann nicht viel Rühmliches über sie gesagt werden, weil der weit überwiegende Teil derselben blofse Gelegenheitspoesie ist, welche der Dichter zu bestimmten Anlässen in seinem eignen oder, wie er es des öftern selbst angiebt (z. B. I, 157 ff., 186. II, 290 u. a.), im Namen anderer zusammenreimte. Nur ganz selten kommt es in diesen Gelegenheitsdichtungen zu wahrer Empfindung. Sie sind matt, trocken und bei der häufigen Wiederkehr ähnlicher oder gleicher Vorstellungen und Motive recht eintönig. Es tritt noch hinzu, dafs die

[1]) vgl. Wolff, Purismus S. 11 und Prahl, Philipp von Zesen, ein Beitrag zur Gesch. der Sprachreinigung im Deutschen, Progr. des Städt. Gymn. zu Danzig. Ostern 1889/90, S. 22.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

angesungenen Personen uns zumeist gänzlich unbekannt sind, uns daher auch nicht einmal die über sie oder ihre Angehörigen gegebenen Nachrichten Interesse einflöſsen.

Stofflich lassen sich die Gedichte dieser Art scheiden in Trauergedichte beim Ableben einer Persönlichkeit, meist zu deren Beerdigung verfaſst, in Glückwunschgedichte bei Hochzeiten, Geburtstagen, bei Erlangung der Magister- und Doctorwürde und bei Beförderungen. Diesen reihen sich noch die „Ehrengedichte“ an, mit welchen der Dichter die Herausgabe von Werken ihm befreundeter Autoren begrüſste.

In den Trauergedichten wird in der Regel nach einer etwas allgemeiner gehaltenen Einleitung, die in lehrhafter Weitschweifigkeit darthut, daſs nichts auf Erden vollkommen, alles Irdische eitel ist, der Tod der dahingeschiedenen Persönlichkeit beklagt. Ihre Verdienste um die Menschheit, ihre schätzenswerten Eigenschaften werden in oft überschwänglicher Weise gepriesen. Zuweilen enthebt sich der Dichter dieser Mühe dadurch, daſs er gesteht, zur Zeit „so eng beschlossen“ zu sein, „daſs ich nicht, wie ich will, es recht weyſs auſszudichten“ (II, 105), oder daſs er, „ehe er nicht genug sage, es lieber ganz bleiben lassen wolle“ (II, 119). Vielfach fehlen ihm die Farben, um der Betrübnis und dem Schmerze Ausdruck zu geben. Da hilft er sich (vgl. z. B. II, 121, 149) durch die schwächliche Erklärung, vieles Klagen lasse die Wunden, welche der Tod geschlagen, nur immer von neuem aufbrechen, er stehe daher von Schilderung des Leides ab, „dann die seelen, die ohn das traurig seind, soll man nicht weiters quälen durch andtung viles leyds“ (vgl. auch II, 98). Anderswo begnügt er sich mit der Wendung:

„Ich müsst, wann ich nicht auch mit traurte, wol eyn steyn,
Eyn Stiefkind der natur und rauer Skythe seyn“ (II. 122).

Diese Aeusserung kehrt mit ganz unwesentlichen Abänderungen noch in mehreren Gedichten (vgl. II, 96, 101, 207) wieder, ein Zeichen dafür, über wie wenig Töne der Dichter bei der Ausmalung des Schmerzes verfügt.

Empfindung atmen nur die Gedichte, in welchen sein Gefühl unmittelbar beteiligt ist. Mit aufrichtigem Schmerz beklagt er ergreifend den Tod seiner geliebten Gattin Agnes und den seines Töchterchens Salome. In innigem Gebet wendet er sich an seinen Schöpfer, fleht ihn um Beistand an in seinem schweren Leid und spricht die gläubige Zuversicht aus, daſs Gott ihm Trost spenden und ihn bald mit seinen Lieben wieder vereinigen werde (II, 161, 164, 171, 174).

Die nächstgröſsere Gruppe nach den Trauergedichten sind die Hochzeitsgesänge. In ihnen wird Heil und Segen in reichstem Maſse auf das Paar herabgewünscht, vielfach des Bräutigams und der Braut Lebensgang geschildert, ihre Vorzüge werden in das rechte Licht gestellt. Auch hier mangelt es nicht an überschwänglichen Bezeichnungen, wie sie der gesamten Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts geläufig waren. Die Braut wird vom galanten Dichter gepriesen als „wohnhaufs aller zierd“ (I, 182), als „aufsbundt aller gaben“ (I, 191), sie ist schöner als Atalante, vor ihr „muſs an eygenschaft die güldne Sonne weichen und auch der weisse Mond“ (I, 202). Der Bräutigam wird gerühmt als „die wollust unser Freunden, die Blum der Ritterschaft“ (I, 293), „so häll scheint Föbus nicht, als seine tugendstrahlen“ (I, 276) u. a.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Über die weiteren Gattungen der Schneuberschen Gelegenheitsdichtung können wir mit wenigen Worten hinweggehen. Die Glückwünsche zu Magister- und Doctorpromotionen, welche der Dichter in stattlicher Anzahl verfaſst hat, geben häufig eine Skizze von dem Bildungsgange des Angesungenen, loben stets seinen unermüdlichen Fleiſs und prophezeien jedem der jungen Magister und Doctoren gleichmäſsig einen Ruhm, welcher bis zu den Sternen reicht (vgl. z. B. II, 185).

Die Ehrengedichte endlich bringen entweder eine mehr oder minder kurze Inhaltsangabe und Würdigung des Buches[1]), zu dessen Empfehlung jenes geschrieben ist, oder feiern des Autors Verdienste für Hebung der deutschen Sprache[2]) und Poesie[3]).

Der Nüchternheit und Eintönigkeit seiner Gelegenheitsgedichte sucht Schneuber abzuhelfen durch Anagramme, die Spielerei mit Namen[4]) und die oft recht ausgedehnten Abschweifungen. Die letzteren erscheinen in der Mehrzahl in antik-mythologischer Einkleidung. Es kann jedoch nicht behauptet werden, daſs der Dichter diese Mittel mit Glück angewandt hat, denn sie sind viel zu gesucht. Manche der Abschweifungen fallen gänzlich aus dem Rahmen des Gedichts heraus, ihre Verbindung mit dem eigentlichen Gedichtstoffe wird nur durch erkünstelte Uebergänge erreicht.

Die Anagramme nennt Schneuber selbst „Letterwexel“. Aus den einzelnen Buchstaben des Vor- und Familiennamens wird ein Spruch zusammengesetzt, der dann das Thema für den Gang des Gedichts abgiebt. Es kommen einfache, doppelte und einmal sogar ein vierfacher Letterwexel vor. Der letztere findet sich II, 76 ff. in dem Trauergedicht auf den Tod des Ammeisters Städel, wo „Herr Tobias Städl“ „versätzt“ wird in

1) Er läbt so, da ehr ist.
2) Ah so ädel stirbt er.
3) Ah er ist tod: erblaſs.
4) O, der Reis-stab hält.

---

[1]) Z. B. über des Straſsbg. Prof. Melchior Sebitz' Buch „die Saurbronnen miſsbräuch“ (II, 278; abgedruckt auch von P. v. Radics in d. Östrch. Badezeitung XV, 8. Wien, 6. Juni 1886. Es wird darin die Heilkraft der Renchthalbäder Petersthal und Grieſsbach, der Bäder von Antogast und Baden-Baden gepriesen, zugleich aber auf die Schäden der Seele hingewiesen, welche diejenigen erleiden, die das Badeleben nur aufsuchen, um ihrer Lust zu fröhnen) und über Moscheroschs 1643 erschienenes Buch „Insomnis cura parentum. Christliches Vermächtnuss oder Schuldige Vorsorg eines treuen vatters“ (II, 285).

[2]) I, 355. „An den Chorion, als derselbe der deutschen sprach Ehrenkrantz aufsgehen liesse“. Über dies Werk vgl. H. Schultz, Sprachgesellsch. S. 85 ff. u. Gruppe, Leben u. Werke dtschr. Dichter I, 579.

[3]) So in dem Gedicht, welches die Ausgabe der Reimgedichte Rumplers begleitete (II, 281 u. bei Rumpler S. 236), und „zur aufsgab deſs Herrn Kalisen Lieder (II, 299. Kloridans v. Wohlau = I. H. Kalisius, aufs Elisien Blauer Kornblumen Dreifaches Bündlein, erschienen zu Ulm 1655) (vgl. dazu Gosche, Archiv II, 243).

[4]) Rumpler hatte von solchen Mitteln nur in ganz bescheidenem Maſse Gebrauch gemacht. Nur drei seiner Gedichte gehören hierher, S. 44, 223 und 157. In letzterem erklärt er ausdrücklich:

„ich bin sonsten zwar
an namen nicht gebunden!
bey namen wird nicht immerdar
gleich' art und werck gefunden.
ein mancher wird ein Löw genannt,
solt Häslein etwan heysen;
es seyn mir Adler auch bekant,
sie hiesen billich Maisen!“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Diese Reihe schafft dem Dichter Gelegenheit, auf das tugendhafte Leben des Verstorbenen zurückzublicken und ihn bis zur letzten Stunde zu geleiten, da er, auf den Glaubensstab gestützt, die Reise in ein besseres Jenseits antritt.

Herr Anton Fiefsel weist schon durch seinen Namen darauf hin, welche Eigenschaft ihm besonders nachzurühmen ist, und so wird dem Fleisse des Verstorbenen ein Loblied gesungen (II, 92).

Zur Feier der Vermählung des Doctors der Rechte Schrag mit Barbara Becht erfindet der Dichter eine überaus gesuchte Erzählung (I, 306): Auf dem Helikon wird Jahrmarkt gehalten. Alle Musen haben ihren Kram ausgelegt, auch Themis hat auf einem Schragen viele schöne Dinge, wie Erfahrung, Glück, Lob, Ehre, Tugend zur Schau gestellt. Dieselben gefallen der Venus, welche über den Markt geht, so sehr, dafs sie den Schragen samt den auf ihm befindlichen Waren kauft. Sie sendet dann den Kupido auf die Suche nach einem „redlich mänsch", der das, was sie erstanden, nach Hause bringen soll. Kupido findet die Jungfrau Becht, dingt sie, und ihr wird nun der Schragen mit allen seinen Herrlichkeiten übergeben.

Das Schlimmste aber leistet sich Schneuber in dem Gedicht „auf Henrich Schillen Doktorat" (I, 211 ff.). Er zeigt dem jungen Gelehrten, woher sein Name Schill eigentlich stamme:

„Venus ist nicht blind gewäsen,
Ihr verwöhnter knab' auch nicht,
Neyn, es ist nur eyn gedicht:
Dan man kan vil anders läsen,
Hat aufs lauter freundlichkeyt
Nur geblintzlet und geschilet,
Wo sie durch gelägenheyt
Etwan auf eyn hertz gezilet.
Dannen her hat ihr geschlecht
Disen namen, Schil, genommen,
Ist auch endlich auf dich kommen,
Nach gemeynem völker-recht."

Von den sachlichen Abschweifungen, die in Schneubers Gelegenheitsgedichten einen weiten Raum einnehmen, sollen nur einige wenige hier erwähnt werden:

Moscherosch hatte ein Töchterchen durch den Tod verloren. Um dem Freunde sein Beileid auszudrücken, braucht unser Dichter nicht weniger als 134 Alexandriner (II, 156 ff.). Auf welchen Umwegen aber gelangt er erst zum Ziele! Erst der dritte Teil des Gedichts bringt Worte des Trostes. In dem ersten verbreitet sich Schneuber über den Zweck von Gedichten überhaupt und mahnt: „Drum achte die gedicht als tugendlohn, als lust, als trost, als underricht", um mit einem Satze zu schliefsen, den schon Horaz Epist. II, 3 aufgestellt und Opitz aus diesem in seine Poetik (Kap. III. Ausgb. v. Witkowski, S. 138) herübergenommen hatte: „Dan es will eyn Poet theyls nutzen, theyls erquikken." Ein antikes Gedicht, so fährt Schneuber im zweiten Teile fort, lehrt uns auch, wie wir uns in leidvollen Stunden verhalten sollen. Es erzählt von dem Gott des Leides, den Jupiter einst bei der Verteilung der Attribute an die einzelnen Götter vergessen auszustatten. Doch wurden ihm nachträglich, als er über seine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Vernachlässigung Klage führte, von Jupiter „die seufzer und die thränen, das klagen und geschrey“ als Ehrengaben verliehen. Findet der Gott des Leides solche reichlich in einem Hause vor, so sieht er sich dadurch geehrt und wird zum Verweilen daselbst bestimmt. Nicht lange hält es ihn dagegen dort, wo man bald die Klagen endet. Von hier an erst beschäftigt sich das Gedicht an Moscherosch mit seinem eigentlichen Thema.

Gleichfalls in einem Hochzeitsgedicht (I, 276 ff.) erzählt der Dichter von einer Fehde, die er mit einem Rivalen zu bestehen gehabt[1]).

Ein anderes Hochzeitsgedicht (I, 324) beklagt den Tod des Herzogs Bernhard von Weimar. In II, 191 ff., gedichtet zu Ehren der Hochzeit des Herrn Ernst Christoff Schaffalitzky, füllen eine Preisung des Friedens, in II, 234 (gleichfalls einem Hochzeitsgedicht) eine entrüstete Schilderung all der verwerflichen Dinge, mit welchen sich die deutsche Jugend abgiebt[2]), viele Zeilen. Vermifst man hier überall auch den höhern Schwung, so zeigen diese Stellen doch wenigstens, dafs Schneuber ein guter Deutscher ist, der das Herz auf dem rechten Fleck hat.

Hinzuweisen bleibt schliefslich darauf, dafs in einigen Gelegenheitsdichtungen Schneubers auch die Unnatur des Schäferwesens uns entgegentritt. Dasselbe gelangte seit dem Erscheinen von Opitz' „Schäferei von der Nymphen Hercynie“ sehr häufig in der deutschen Poesie zur Verwendung. Rumpler hatte sich glücklicherweise von dieser geschmacklosen Künstelei ganz freigehalten. Auch bei Schneuber begegnet sie nur einige Male, besonders in dem Hochzeitslied I, 225, wo Korydon und Fillis die Liebenden sind.

Fassen wir die bisherigen Ausführungen über Schneubers Gelegenheitsdichtungen zusammen, so müssen wir gestehen, dafs sie, wie die Reimereien fast aller andern deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts auf diesem Gebiet, recht schwächliche Leistungen sind. In fast allen Fällen fehlt es ihm an Empfindung und Tiefe der Auffassung. —

Schon der Begründer der deutschen Kunstpoesie des 17. Jahrhunderts hatte empfohlen, poetische Erzeugnisse der Antike und des Auslandes in die Muttersprache zu übersetzen. Eifrig wurde seitdem diese Richtung gepflegt[3]). Rumpler allerdings hatte von Übersetzungen fast gänzlich abgesehen; sein deutscher Patriotismus erlaubte ihm nicht, bei andern Völkern in die Leihe zu gehen[4]). Schneuber dagegen hat in seine Gedichtsammlungen auch einige Übertragungen aufgenommen.

Entweder sind sie wirkliche Übersetzungen in der Weise der von Opitz gelieferten, welcher zuerst in Deutschland auf eine möglichst wortgetreue Wiedergabe der Vorlage gedrungeu hatte, oder aber es ist nur das

---

[1]) Eine nähere Inhaltsangabe dieses Gedichts giebt bereits Gosche im Archiv f. Littgesch. II, 239.

[2]) Er geifselt hier die Vernachlässigung der Studien, das Spiel und die Völlerei, die Kleiderpracht, das Stutzertum und die Sprachmengerei.

[3]) Namentlich auch (vgl. Wackernagel, Litt. gesch. II, 214 u. Koberstein II, 29) von den Mitgliedern der Fruchtbringenden Gesellschaft, zu der ja auch Schneuber gehörte.

[4]) Er sagt in seiner Vorrede: „Vil ausländisch lekkerhaftes gewürtz findet man in meiner kuchen nicht; halt amm maisten auf gute Teutsche zuberaitung und leichtnüsliche speissen: sonderlich in gaistlichen dingen.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Motiv fremdem Muster entnommen. Für die letztere Art der Entlehnung gebraucht Schneuber den bei allen Kunstdichtern des 17. Jahrhunderts wiederkehrenden Ausdruck: „fast nach der Erfindung u. s. w.“ Zur ersteren Gattung gehört die „Kurtze aufslegung defs anfangs im Evangelio defs heyligen Johannis“ (II, 23—43) in Versen nach einem französischen Original, das vom Dichter zur Vergleichung neben seine Übersetzung gestellt ist. Diese pafst sich dem Original nicht nur in der Wortwahl, sondern auch in der Strophenform an[1]). Über diese Übertragung läfst Schneuber sich in der Vorrede zu seiner zweiten Gedichtsammlung folgendermafsen aus (S. 16): Ich bitte den Leser freundlich, „er wolle nicht mifsdeuten, dafs ich in übersätzung defs Evangelions Johannis bei der aufslegung defs Frantzösischen verbliben. Wafs sonsten nach der erfindung und kraft des Frantzösischen nicht genugsam in dem teutschen aufsgetrukt worden, bin ich auch in der zuversicht, es werde der wolmeynende leser zu gemüth führen, dafs es eben schwer und fast unmüglich falle, in gebundener red alle wörter zu behalten, wird auch von keynem Dolmetschen erfordert“. Der Anschlufs an die Vorlage ist so eng, dafs die Sprache der Übersetzung oft recht schwerfällig erscheint. Auch auf den Ruhm eines geschickten Übersetzers darf Schneuber somit nicht Anspruch machen.

Zur zweitgenannten Art ist ein an den Strafsburger Professor Joh. Heinr. Böcler gerichtetes Gedicht zu rechnen (I, 55), welches „fast nach der erfindung“ des französischen Dichters Jean Passerat (1534—1602) gearbeitet ist. Weiter gehört hierher ein „Rätzel“ (II, 304), das auf den Holländer Kaspar Barlaeus, Professor der Philosophie und Beredsamkeit am Athenäum zu Amsterdam (1584—1648) zurückgeht, der 1631 lateinische „Poemata“ herausgab. Aus der Antike hat Schneuber Stücke des Horaz (z. B. II, 303), Martial (z. B. I, 369 und II, 298) und Valerius Maximus (I, 373) verwertet. Wie bei Rumpler, so findet sich auch bei Schneuber eine Reihe Paraphrasen von Sprüchen aus dem Alten und Neuen Testament. So sind benutzt Stellen aus dem Hohenlied[2]), den Psalmen und dem Römerbrief.

Die wenigen Originaldichtungen, welche übrig bleiben, behandeln in den längeren Stücken, die sich in Hymnen, Oden und Lieder einteilen lassen, überwiegend religiöse, daneben moralische Themata. Beispiele derselben sind: „Anruffung um aufmunterung defs geystes zu dem Lobe Gottes“ (I, 25 ff.), „Lobgesang zu ehren der Göttlichen Allmacht“ (I, 27 ff.), „Gesang von der gefährlichen Fahrt Mänschlichen Lebens“ (I, 60).

Auch diese Dichtungen vermögen das früher über Schneuber als Poeten gefällte Urteil nicht abzuändern. Sie alle sind zwar durchweht vom Hauche gottergebner Frömmigkeit, doch fehlt ihnen die frische poetische Kraft. Die Neigung zum Ausmalen, zum Moralpredigen, zu lehrhaften Betrachtungen kehrt sich auch hier vielfach hervor. Die Gedichte lassen daher den Leser meist kalt. Das beste unter ihnen ist wohl das „geystliche Pilgramlied“ (I, 46), welches in ungekünstelten, einfachen Worten, frei von Weitschweifigkeit, Jesu um Beistand anfleht:

---

[1]) Die Anfangsstrophen sind von Gosche, Archiv II, 241 wieder abgedruckt.

[2]) Letztere Stelle mit Anlehnung an ein Gedicht des polnischen, in lateinischer Sprache dichtenden Poeten Mathias Kasimir Sarbiewski oder Sarbievius (1595—1640), der als Hofprediger zu Warschau starb.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Mein Herr Jesu, wie so lang
Soll ich mich ohn Dich bemühen,
Disen ungebahnten gang
Meiner wallfahrt hinzuziehen?
Ach, ich kan alleyn nicht fort,
Leyte mich, Herr, durch Dein Wort.

Sih, ich streke meine Hand
Zu Dir aufs, Dich zu ergreiffen,
Dafs ich in dem luken sand,
Meine tritte möge steiffen,
Höre doch, ich schrei zu Dir,
Jesu, flieh doch nicht für mir.

Ach, verbirg Dein Angesicht,
Das mir trost und freude gibet,
Vor mir armen Pilgram nicht!
Hab ich Dich nicht eh geliebet,
Ey so weyfs ich, dafs Du mich
Dannoch liebst, ich lieb auch Dich.

Darum lafs, o Bräutigam
Meiner seelen, mich nicht sinken,
Noch im tiefen sünden schlamm
Dein' erlöfste Braut ertrinken,
Führe mich auf diser reys,
Weil ich keynen weg selbs weyfs.

Treustes hertze, stellst Du dich
Fremd, als wollst Du mich verlassen?
Lauffe doch nicht ohne mich,
Eile meine Hand zu fassen,
Bleib', o Heiland, hie bei mir
Oder ziehe mich nach Dir."

Von Innigkeit getragen sind auch der „Abendgesang" (I, 50); vgl. Gruppe, Leben und Werke deutscher Dichter I, 578 und der „Morgengesang" (I, 49; vgl. Gosche, Archiv II, 241).

Weiter hat Schneuber Epigramme und Sprüche gedichtet. In den Epigrammen geifselt er die Schwächen der Menschheit, die Stutzerhaftigkeit[1]) (I, 367), den Stolz (I, 370), den Neid (II, 295), die Heuchelei (ebd.), den Geiz (I, 370), die Heimtücke (II, 295), die Völlerei (II, 300), u. a. m. Der gute Wille des Dichters, der Welt einen Spiegel vorzuhalten, ist anerkennenswert, doch fehlt es vielfach an der scharfen Zuspitzung. Auch ist der Witz, mit welchem er manche dieser Stücke würzt (vgl. z. B. „von dem Leidemann und Lüstler" I, 371), nur schwach.

Unter den Sprüchen sind die Mehrzahl kurze Reimgebete auf den Jahresschlufs (I, 373, II, 315—319). Er spricht in ihnen Gott seinen Dank aus für die Wohlthaten, welche im abgelaufenen Jahre sein Schöpfer

[1]) Das hierauf bezügliche Epigramm „an eynen Stutzer" hat Moscherosch in seine „Gesichte Philanders von Sittewald (Ausgabe von 1665. II, 104) in „A la mode Kehraufs" aufgenommen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihm hat zu teil werden lassen, gesteht seine Sündenschuld ein und bittet um Vergebung und um Segen im neuen Jahre. Auch aus diesen Stücken redet wahre Frömmigkeit. In dem letzten derselben, gedichtet „zu end des 1654. Jahrs“ bricht noch einmal der tiefe Schmerz Schneubers über das Ableben seiner Gattin Agnes hervor. Zugleich preist der Spruch Gottes Güte, die ein neues „liebes hertz“ in des Dichters Haus beschert hat.

Geistlichen Inhalts sind die meisten übrigen Sprüche, so die „Bitt an unsern Heiland“ (II, 296), „die nothwendigste Liebe“ (ebd.) u. s. w. Andere mahnen zu geduldigem Ausharren in der Trübsal (II, 297), laden zu einem Mahle ein (II, 303) und rühmen wahre Freundschaft (II, 300). Hervorzuheben ist auch noch der „Losungsspruch“ (II, 296), aus welchem wir lernen, dafs ein ehrliches Leben und ein seliger Tod nach Ansicht unsers Dichters die höchsten Güter sind, welche ein Mensch erwerben kann, eine Anschauung, die seiner des öftern von uns hervorgehobenen Frömmigkeit entspricht.

Auch aus seinen echt deutschen Gesinnungen macht er kein Hehl. Den Spruch, in welchem er als Biedermänner die bezeichnet, welche nach Ehrenhaftigkeit und gutem Namen streben und denen Treue und Glauben höher stehen, als geschwätzige Prahlerei, überschreibt er mit „Aufrecht-Teutsch“ (II, 295). Auch sonst finden sich in seinen Dichtungen vielfache Spuren seiner deutschen Gesinnung. Es stört ihn wenig, wenn andere verächtlich die Achseln darüber zucken, dafs er seine Saiten zu deutschen Liedern stimmt (I, 256). Mit Begeisterung singt er I, 355 das Lob des deutschen Volkes (das Gedicht ist von Gruppe, Leben und Werke dtschr. Dichter I, 579 rühmend hervorgehoben und dort ganz abgedruckt. „an den Chorion, als derselbe der Deutschen sprach Ehrenkrantz aufsgehen liefse.“)

Er erinnert daran, dafs die deutsche Sprache sich nicht unter das Joch der fremden zu beugen brauche. Sie sei selbst reich genug und könne sich ebenso schön schmücken „als der Dircäisch schwan, auch wol als Tullius in seiner sprach gethan“, zumal jetzt, wo die Reimerei der Pritschenmeister einer kunstvolleren Behandlung gewichen (I, 284). An jener Stelle (II, 234), wo er dem eitlen Treiben vieler Studierenden jener Zeit mit entrüsteten Worten entgegentritt, macht er diesen Jünglingen auch ihre Vorliebe für die Sprachmengerei zum Vorwurf:

„wan sie reden müssen,
So seind es teutsche wort, die wider ihren dank
Verwälschet müssen seyn.“

Schon in der Vorrede zum ersten Band seiner Gedichte hatte er den Satz ausgesprochen: „Unsere deutsche sprach ist nicht so arm oder grob, wie sie etwan geschienen, sondern so wortreich, herrlich und reyn, dafs sie auch allen andern kan vorgehen.“ (I, 12).

Getreu solchen Gesinnungen hält Schneuber in seinen Dichtungen auf Reinheit der Sprache, ohne indessen so streng in Bezug auf die Lehnwörter zu sein, wie es Rumpler war. Ab und zu läuft ihm sogar noch ein Fremdwort mit unter, doch sind Fälle dieser Art ganz gering an Zahl (ausstaffieret I, 75, 308; scharmützieren I, 83; port I, 85). Er dehnt seine reinigende Thätigkeit auch auf die Schreibung der Wörter aus[1]).

---

[1]) Schneuber hebt die auf Reform der deutschen Rechtschreibung gerichtete Thätigkeit der Aufrichtig. Tannengesellschaft hervor und weist darauf hin, dafs Rumpler

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In den aus dem Griechischen stammenden Wörtern will er bei ihrer Übertragung in das Deutsche den Buchstaben ph durch f ersetzen, weil er, wie er sagt, „keyn teutsch wort habe aufssinnen können, welches sich mit einem ph anhebete“. Er schreibt daher „profet“ (II, 47), „Föbus“ (I, 267, 276 u. ö.), Nymfe (I, 100, 182 u. ö.) u. dgl. Überall läfst er k für c eintreten[1]) und begründet diese Regel damit, dafs ersteres „vil teutscher“ sei als das c und die deutsche Sprache des c „in keynen weg bedürfe“ (II, 11).

Wegen seiner Neuerungen[2]) in der Schreibung der Wörter ist Schneuber zu Ende des Jahres 1641 von einem gewissen Dionysius Herpfflinger in sehr harter, zum Teil ganz unbegründeter[3]) Weise angegriffen worden und hat sich unter dem 18. Januar 1642 in einem Lehrgedicht gegen dessen Ausfälle verteidigt. Dieses Gedicht wird uns in der Vorrede zur zweiten Sammlung mitgeteilt (II, 11 ff.), und daselbst auch vom Dichter berichtet, seinem Gegner sei so begegnet worden, „dafs der reu-kauf ihn zeitlich angekommen, indem diese wespe nicht alleyn den stachel drüber eingebüfst, sondern mit unwillen hat sehen müssen, dafs die gründe solcher schreib-art desto mehr aufsgebreytet worden.“ —

Alle jene einzelnen Merkmale, welche uns Rumpler als Vertreter der deutschen Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts zeigten, finden sich auch bei Schneuber. Die bisherigen Mitteilungen aus seiner Poesie gaben uns schon verschiedentlich Gelegenheit, sie bei ihm wahrzunehmen. Es seien, um das Bild zu vervollständigen, noch einige Beispiele hinzugefügt.

Das antik-mythologische Beiwerk mag auch Schneuber nicht entbehren. Schaffalitzky hat seine Gaben der Pallas, dem Mars, Jupiter und der Juno zu verdanken, „ihm ward wolredenheyt von dem Cyllenensohn gelegt auf seine zungen“ (I, 75), vor seinem Ruhm mufs der des Scipio, des Kurius und Kamillus weichen (I, 84).

Die Metaphern, Vergleiche und Bilder sind wie bei Rumpler zum Teil einfach und schlicht, zum Teil aber auch recht gesucht. Der Adler

---

eigentlich der erste gewesen, der an diesbezügliche Neuerungen gedacht und mit ihm darüber Gespräche geführt habe (II, 78). Doch hat Rumpler in der Ausgabe seiner Reimgedichte schliefslich doch von der Anwendung seiner Verbesserungen abgesehen. Er spricht darüber in der Vorrede zu seinen Gedichten: „Das mufs ich bekennen, ich hab vor ungefahr zwaintzig jaren zu Strasburg anfangs die khünheit genommen, thails mifsbräuchen in schreibung der Teutschen sprach zuwiderstreben, auch mein guttunken von art etlicher buchstaben, sonderlich des c, k, w und v und f anzudeiten, mehr zu dem end, dafs ich den verständigern anlas gebe, solchen handel zu erwägen, weder dafs ich mich selbs für weifs genug geschätzt hätte. Ob sich nun wol mancherlei ungleiche nachreden, auch gar stritigkeiten darum erhoben, haben sich doch allenthalben begürige nachfolger gefunden; deren fernere nachfolger ietz maistenthails nicht wissen, wie es auf sie gekommen. Von disen hat ieder etwas darzu gethan, bis sich nach und nach eine fast gefährliche krankheit darinn erzaigt, die so wol mir, als anderen, das angefangen und zimlich aufgebrachte vorhaben so weit erlaidet, dafs ich meine letztern schriften schier nur wider auf den alten ainfältigen schlag der burger und bauren gerichtet.“

[1]) In seinen Dichtungen findet sich gleichwohl des öftern c für k. Vgl. die Vorrede über die Druckfehler (II, 15).

[2]) Schneuber schreibt auch im Anlaut der Wörter und nach Vocalen nicht mehr v oder w, sondern u, also z. B. „und“ statt „vnd“, „feur“ statt „fewr“ (II, 8 u. 13), eine Änderung, die später ja gang und gäbe geworden ist.

[3]) Herpfflinger warf unserm Dichter vor, dafs er f auch für v schriebe, also „Fenus“ statt „Venus“, „folk“ für „Volk“ (vgl. II, 10), eine Anschuldigung, gegen die sich Schneuber II, 13 ausdrücklich verwahrt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

st „der Herr des volks, das in den lüfften flieget“ (I, 94). Die Erde wird als „tahl des ellends“ (I, 156), die Welt als „haufs der eitelkeyt“ (II, 91), bezeichnet. „Gleichwie der volle Mon die sternen übertrifft“, so ragt Bernhard Schaffalitzky unter seinen Brüdern hervor (I, 75). Das Gedränge derer, die vor Apollos Thron sich die Entscheidung ihrer Streitsachen holen, war anzuschauen wie „Binen, die wann der Zefyrus und frühlingswinde wähen, in eynem diken schwarm aufs ihrem wäxnen reich sich schwingen auf das feld“ (I, 280). Von den gesuchtereu Vergleichen seien u. a. erwähnt: Die Welt ist voller Laster, der böse Mann „schwimmt wie das fett auf eyner brüh empor“ (II, 68). Wie „in eynem tigel das silber wird bewährt“, so hat Gott durch Trübsal die verstorbene Gattin des Pfarrers Huber läutern wollen (II, 149). Sehr gerne zieht auch Schneuber Vergleiche aus der Schiffahrt heran: „Die welt ist wie eyn See, Gelt ist das schiff darauff, (I, 233); II, 292 ist ein „Lied von der Geystlichen Schiffahrt“. „Ein wahrer glaube sei der Mast“, heifst es hier, „die amts-geschäfft' defs Schiffes last“. Die Hoffnung auf den Heiland soll der Anker, das göttliche Wort der Kompafs sein u. s. w.

Von gesuchten Bildern seien noch folgende genannt: „Aurora kleydt sich mit dem gelb-rothen rok“ (I, 67). Herrn Konstantin Kratzer aus Danzig rühmt er über das Grab hinaus nach: „Die Gottesforcht war dein altar, darauf hast du die junge jahr, dein reysen, hören, schreiben, läsen, die red', und was du nur gedacht, in gut- und reiffen tugendfrüchten geopfret“ (I, 126). Fromme Leute dürfen „die herberg nicht besuchen, da der Schild gehenket, in dem die lüste sind gemahlt“ (I, 152). „Die Cypressen trauren, die in dem Mutter-hertzen stehn“ (II, 125).

Die Wortzusammensetzungen und die Beiwörter bei Schneuber sind einfach und ohne Schwulst.

Antithesen kommen häufig vor, z. B. „der lebendige tod macht ihm ein todtes leben“ (I, 173), oder: „Da nichts beständig sich, alfs unbestand, befindt, da man im wanken hofft, und in der hoffnung wanket“ (II, 290). Ebenso findet sich bei Schneuber jene Indienststellung der Natur, die wir oben bei Rumpler als ein Merkmal der Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts anführten: Als Schaffalitzky auf seinem Zuge nach Afrika kam, da „wichen die gross' und kleyne Syrten gleichsam ihm und sänkten ihren sand“ (I, 88). Als ein Freund Schneubers von Strafsburg in seine Heimat reist, ruft ihm der Dichter zu: „Die Donau freut sich schon mit dir einmal zu prangen“ (II, 311) u. a. m. —

Es erübrigt noch, einen kurzen Blick auf Schneubers Vers- und Strophenformen zu werfen. Auch hier zeigt er sich als Vertreter der Kunstdichtung der Renaissance durch den häufigen Gebrauch von Alexandrinern und gemeinen Versen. Mehrere Lieder sind aus Dactylen aufgebaut. Neben diesen kunstmäfsigen Formen gelangt auch der alte vierhebige Achtsilbner, sowohl als vierfüfsiger Jambus, wie als Trochäus reichlich zu seinem Rechte. Einige Male wird der vierfüfsige Trochäus paarweise reimend sogar in unstrophischen Gedichten statt der sonst hierfür üblichen Alexandrinerreihen gebraucht, so in I, 120, 209, 378. Selten dagegen erscheint in Schneubers Gedichten der dreihebige Sechssilbner als alleiniger Vers.

Unter den Strophenformen sind bei Schneuber viel stärker als bei Rumpler die sog. Pindarischen Oden vertreten, und zwar finden sich solche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

von 1—5 Sätzen, einmal sogar einer von 8 Sätzen (I, 296). Jeder Satz besteht aus Satz, Gegensatz und Nachklang, für welchen letzteren auch die Bezeichnungen Nachsatz, Nachlied, Abgesang und Aufsgesang vorkommen. Zahlreich vertreten ist auch die Form des Sonetts[1]), meist in Alexandrinern, nur selten als trochäisches Klinggedicht (II, 73, 198, 275).

Für kürzere Sachen ist auch bei Schneuber am üblichsten die Form des Alexandrinervierverses (z. B. I, 189, 358; II, 295 u. v. a.). Daneben erscheinen Reihen von 6 (II, 305 u. a.), 8 (I, 368; II, 298 u. a.), 12 (I, 372; II, 147 u. a.) und 16 Alexandrinern (II, 246 u. a.). Häufig wird für die kurzen Gedichte auch der vierhebige Achtsilbner, sowohl in jambischem (I, 374; II, 315 u. a.), als in trochäischem (I, 372; II, 300 u. a.) Rhythmus mit verschiedener Zeilenanzahl verwendet.

Schon in den Sammlungen Rumplers und Schneubers hatten sich einige Stücke, Gelegenheitsgedichte, gefunden, welche dadurch, dafs sie des besungenen vornehmen Herrn und seiner Ahnen Thaten mit biographischer Ausführlichkeit erzählten, der epischen Gattung sich näherten[2]). Doch nahm bei ihnen die Betrachtung einen zu weiten Raum ein, als dafs wir sie wirklich als Epen bezeichnen könnten. Von solchen hat das 17. Jahrhundert überhaupt nur wenige erzeugt[3]). Eins von ihnen rührt von einem Mitgliede der Strafsburger Tannengesellschaft, Freinsheim, her, der, wie wir oben sahen, 1639 zu Ehren des Herzogs Bernhard von Weimar den „Teutschen Tugendspiegel“ schrieb.

Der Inhalt desselben ist kurz folgender: Nach einer Einleitung, in welcher der Dichter seine Absicht ausspricht, nicht von Liebe und Wein, sondern von Ehre und Tugend zu singen, beginnt die eigentliche Erzählung: Hercules kommt, nachdem er eben den Nemischen Löwen bezwungen, auf seiner Wanderung im Peloponnes an einen durch seine Schönheit ausgezeichneten Pappelbaum. Er findet hier die Musen. Kalliope prophezeit ihm nun die Gröfse aller seiner Nachkommen bis auf Herzog Bernhard herab. Hercules wird also vom Dichter als Bernhards Ahnherr aufgestellt. Kalliope führt den Heros in ihrer Weissagung zunächst durch das Altertum. In Rom entspringen die Fabier und Antonier, in Griechenland die Könige der Spartaner, ein Leonidas und Agesilaus, und die der Macedonier, ein Philipp und Alexander, aus Hercules' Geschlecht. Dann geht sie nach Deutschland über, wo Armin und Wittekind als seine

---

[1]) Aufser der gewöhnlichen Reimstellung in den Terzetten ccd eed, die wir bei Rumpler ausschliefslich angewandt fanden und welche auch bei Schneuber überwiegt, begegnen uns noch andere. Am nächsthäufigsten ist ccd ede (so I, 365, II, 101, 222 u. a.), dann cdc dee (II, 100 u. a.), cdd cee (I, 199). Je einmal kommen die dem strengen Aufbau des Sonetts zuwiderlaufenden Reimstellungen abba abba bab aba (I, 200) und abba abba bba bab (I, 207) vor.

[2]) vgl. Rumplers „Lob- und Leichgedicht zu ehren Herren Eberharten von Rappoltstein“ (S. 101—122) und „Klag-mär wegen abscheydung Bernharten Schafalitzkis“ (S. 129—139); Schneubers „Lobwürdiges angedäncken Herren Bernhart Schafalitzky“ (I, 63—113).

[3]) vgl. Koberstein II, 171 ff.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abkömmlinge grofse Berühmtheit erlangen. Von Wittekind stammen die sächsischen Kaiser ab, ein Zweig des sächsischen Hauses sind die sächsischen Landgrafen und Kurfürsten. Bei Herzog Bernhard angelangt, bricht Kalliope ab. Der Dichter selbst ergreift das Wort und schildert die Heldenthaten, welche der Weimarer im dreifsigjährigen Kriege verrichtet, bis zur Eroberung von Breisach. Am Schlufs lobt er die Tugend und Gottesfurcht des Helden und endigt mit der Bitte, dafs Gott des Herzogs Wünsche erfüllen, seine Waffen segnen und baldigen Frieden bescheren möge.

Der epische Character ist in diesem Gedichte gewahrt. Störend wirkt die auch hier vielfach zur Anwendung gelangende Heranziehung von Bildern, Vergleichen und Citaten aus der Antike. Wie wenig der Dichter Bekanntschaft mit diesen bei seinen Lesern voraussetzt, beweisen die gelehrten Anmerkungen, welche er an solchen Stellen zu dem Texte hinzufügt. Auch sonst zeigt er in Noten gern sein umfangreiches philologisches und historisches Wissen. Dies Prunken mit Gelehrsamkeit ist aber, wie wir oben andeuteten, für die gesamte Kunstdichtung des 17. Jahrhunderts characteristisch. Die Erzählungsweise des Gedichts ist sehr trocken und matt. Wie gereimte Prosa lesen sich die meisten Partien des Tugendspiegels. Ab und zu werden zur Belebung Bilder und Vergleiche eingeflochten, auch sind Abschweifungen vom Gange der Erzählung beliebt, welche zuweilen etwas weit ausfallen[1]).

Das Epos ist abgefasst in regelrecht gebauten Alexandrinern, welche strophisch in Vierverse angeordnet sind. Die Reimstellung der Alexandriner ist abba[2]). Enjambement in den folgenden Viervers findet sehr häufig statt.

Wir stehen am Schlusse unserer Abhandlung über die Dichter der „Aufrichtigen Tannengesellschaft“ zu Strafsburg. Von ihren poetischen Erzeugnissen läfst sich zusammenfassend das sagen, was Neumeister in seinem Specimen dissertationis de poetis Germanicis (1706) auf S. 94 über die Leistungen eines aus dieser Gesellschaft, nämlich Schneubers, urteilt: Sunt mala mixta bonis, sunt bona mixta malis. Als bedeutende Dichter sind sie von unserm heutigen Standpunkt aus nicht zu bezeichnen; wir haben dies im einzelnen auszuführen versucht. Wir haben jedoch auch auf Stücke hingewiesen, welche über das Durchschnittsmafs der dichterischen

---

[1]) So auf S. 44. Der Dichter beklagt hier, dafs die Waffen noch immer das Vaterland verwüsten. Man solle sie lieber gegen die Ungläubigen kehren

„vnd von der heyden hand zusampt dem heilgen Grab,
die Alte Gottes-Statt, Jerusalem, befreyen“.

Eine solche Aufforderung zu einer neuen Kreuzfahrt kam im 17. Jahrhundert wohl zu spät.

[2]) Regelmäfsig bildet das Wortende die Cäsur (die genau nach Opitz' Vorschriften über den Alexandriner männlich ist und nach der sechsten Silbe steht, vgl. Opitz' Poeterei, Kap. 7. Ausgb. v. Witkowski, S. 184). Auf die Abweichung auf S. 21: „Vnd spiefs vnd schwert vnd waf||fen jämmerlichen mengen“ macht schon Borinski S. 163 aufmerksam.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Produktion jenes Jahrhunderts hinausragen. Doch diese einzelnen Schöpfungen vermögen nicht das Gesamturteil über ihre Dichtungen abzuändern.

Ihre Zeit dachte höher von ihnen. Alle jene Männer, in deren Werken wir die ersten Ansätze zu einer deutschen Litteraturgeschichte finden, stellen Rumpler oder Schneuber unter die ersten Dichter ihres Jahrhunderts. (So nennt Harsdörffer im Specimen Philologiae Germanicae. Nürnberg 1546. Disquisitio IX: de re poetica apud Germanos, S. 195 Rumpler, Schneuber und Freinsheim neben einem Fleming, Moscherosch, Schottel u. a.; Rist in dem Vorbericht zu seinem „Neuer himmlischer Lieder sonderbahres Buch. Lüneburg 1651“ auf S. 211 Rumpler neben Harsdörffer und Birken; Rumpler wird aufgeführt in Gotthilf Treuers Poeten-Lexikon u. a. ähnlichen Werken).

Auch wir sind ihnen dafür Anerkennung schuldig, daſs sie an des Reiches Westmark zu einer Zeit, da welsche Sitte und Sprache überall sich in deutschen Gauen einnistete, in einer Stadt, auf welche Frankreich schon damals begehrliche Augen warf, ihre Mitbürger auf die Vorzüge der Muttersprache, die Lächerlichkeit der Sprachmengerei hinwiesen, daſs sie deutsch schrieben und deutsch dachten.

J. Unverdorben, Gross-Lichterfelde.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Produktion ese einzelnen Schöpfungen
vermögen n ungen abzuändern.

Ihre jene Männer, in deren
Werken wi chen Litteraturgeschichte
finden, stell ersten Dichter ihres Jahr-
hunderts. Philologiae Germanicae.
Nürnberg 1 apud Germanos, S. 195
Rumpler, S n Fleming, Moscherosch,
Schottel u. em „Neuer himmlischer
Lieder sond S. 211 Rumpler neben
Harsdörffer hrt in Gotthilf Treuers
Poeten-Lexi

Auch huldig, dafs sie an des
Reiches We und Sprache überall sich
in deutscher welche Frankreich schon
damals bege die Vorzüge der Mutter-
sprache, die wiesen, dafs sie deutsch
schrieben ur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf